U.B.C. LIBRARIES

Der

Transvaalkrieg

und

die deutsche Reichspolitik.

Eine kritische Erörterung der bisherigen Ereignisse am Kriegsschauplatze und in der europäischen Politik

von

Karl Hron.

Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes und einer Operationsskizze.

DT
930
H765
1899
STORAGE-ITEM
MAIN LIBRARY
LPA-B50E
U.B.C. LIBRARY

THE LIBRARY

THE UNIVERSITY OF
BRITISH COLUMBIA

U.B.C. LIBRARIES

Der

Transvaalkrieg

und

die deutsche Reichspolitik.

Eine kritische Erörterung der bisherigen Ereignisse am Kriegsschauplatze und in der europäischen Politik

von

Karl Hron.

Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes und einer Operationsskizze.

Wien 1899.
Verlag von Friedrich Schalk.

DT
930
M765
1899

I.

Das weltgeschichtliche Drama des Transvaalkrieges hat sich während seines nunmehr abgeschlossenen „ersten Actes“ in zweifacher Hinsicht äußerst interessant gestaltet: einerseits durch den bisherigen Verlauf der militärischen Operationen am Kriegsschauplatze, andererseits durch die schon merkbaren Folgen für die internationalen Machtverhältnisse in Europa.

In der einen und der anderen Hinsicht glaube ich jedoch, daß sich die „öffentliche Meinung“, insoweit sie durch die Wiener und die mir zugänglichen reichsdeutschen Zeitungen repräsentirt wird, nicht ganz in Uebereinstimmung mit den Thatsachen befindet, deren Bedeutung sie meines Erachtens theils überschätzt, theils unterschätzt. Ersteres geschieht hauptsächlich nach der militärischen, Letzteres dagegen vorwiegend nach der politischen Seite.

II.

Die bisherigen Operationen am Kriegsschauplatze betreffend, wird ziemlich allgemein viel zu wenig berücksichtigt, daß entscheidende Ereignisse insolange nicht erwartet werden können, als der für die Entscheidung wichtigste Factor, nämlich die britische Hauptmacht, nicht am Kriegsschauplatze versammelt ist und in den Gang der Dinge werkthätig eingreift. Alles, was sich an militärischen Operationen vor diesem Zeitpunkte abspielt, ist im großen Ganzen von sehr untergeordneter, blos secundärer Bedeutung. Ganz ohne Einfluß auf den weiteren Verlauf der Dinge sind auch die Erfolge und Mißerfolge im bisherigen Einleitungsstadium des Krieges allerdings nicht; denn sie schaffen eben irgendeine strategische Situation, mit welcher beide

Theile rechnen und in welcher sie sich wohl oder übel zurechtfinden müssen. Nur darf man dabei nicht übersehen, daß gar Manches, was im Einleitungsstadium des Krieges als „Erfolg" galt, bei den geänderten Kräfteverhältnissen des Entscheidungsstadiums ganz von selbst, also ohne eine Aenderung der durch diese Erfolge geschaffenen Situation und blos durch das Einlangen gegnerischer Verstärkungen allein, zum strategischen Fehler werden kann. Einen classischen Beleg hiefür bietet der jähe Wechsel des anfänglichen Kriegsglückes der Russen am asiatischen Kriegsschauplatze gegen Ende Juni 1877, als Mukthar-Pascha Ghazi, durch eingetroffene Truppennachschübe verstärkt, nach den blutigen Gefechten von Sivin und Kara-Kilissa die Offensive gegen den linken russischen Flügel aufnehmen und solcherart den Russen alle ihre bisherigen, in zweimonatlichen Kämpfen errungenen Erfolge, binnen zehn Tagen wieder entreißen konnte, wobei als besonders lehrreich der Umstand gelten mag, daß die Operationsarmee Mukthar-Paschas immer noch weit schwächer war als die Loris-Melikoff's, daß dieser Letztere jedoch durch seine vielen bisherigen „Erfolge" an zu vielen Seiten gleichzeitig engagirt war, um seine Truppen jetzt am entscheidenden Punkte mit der nöthigen Raschheit zu concentriren.

Mit diesem Hinweis auf ein Beispiel aus der neuesten Kriegsgeschichte glaube ich ausreichend nachgewiesen zu haben, daß es ein Fehler wäre, wenn man den strategischen Werth der bisherigen Erfolge des Burengenerals Joubert in Natal überschätzen wollte. Doch will ich damit durchaus nicht gesagt haben, daß, weil im Sommer 1877 die Türken in Armenien gesiegt haben, jetzt die Engländer unter den in Süd-Afrika halbwegs ähnlichen Verhältnissen ebenfalls siegen müßten. Sieg und Niederlage hängen ja von gar vielen Umständen ab, die ich, soweit sie sich auf die concreten Verhältnisse des jetzigen Krieges in Südafrika beziehen und vorläufig absehbar sind, weiter unten ohnehin noch ausführlich bespreche. Aber gerade der ausschlaggebenste Umstand, die persönliche Tüchtigkeit der leitenden Feldherren, läßt sich jetzt überhaupt noch gar nicht beurtheilen, weil weder General Buller noch General Joubert bisher die Gelegenheit hatten, sich in der Leitung so großer Heereskörper, wie sie gegenwärtig commandiren, ausreichend zu bewähren. Namentlich ist es noch ganz unbestimmt, ob man dem

General Buller jenes Maß an persönlicher Tapferkeit, Combinationsgabe, Unternehmungslust und Entschlußfähigkeit zumuthen darf, welchem Mukthar-Pascha seine Erfolge in Armenien in allererster Linie zu danken hatte. Und von großem Einflusse ist ja im Kriege auch das Glück, dessen Wechselspiel sich im Voraus absolut nicht bestimmen läßt; außer vielleicht nach dem Ausspruche des Napoleon Bonaparte, daß auf die Dauer mehr Glück nur der tüchtigere General hat.

So wenig strategischer Werth für das Endresultat des Krieges den bisherigen „einleitenden" Kämpfen im großen Ganzen beigelegt werden darf, sind sie doch andererseits hochinteressant für die Beurtheilung der beiderseitigen Kriegstüchtigkeit. Sie ist nach den bisherigen Erfahrungen auf Seite der Boers in jeder Hinsicht weitaus größer.

Ich bin zwar der Meinung, daß die oberste Armeeleitung der Boers, als sie die Offensive gleichzeitig nach zwei entgegengesetzten Seiten ergriff, namentlich aber die Hauptmacht über die Drakenberge hinab in die Natal-Niederung dirigirte, in der Conception ihres Kriegsplanes einen argen Fehler begangen hat, welcher möglicher Weise noch sehr schlimme Folgen haben könnte; und ich werde diese Meinung weiter unten ausführlicher begründen. Anerkennen muß ich jedoch, daß in der Durchführung des einmal gefaßten, — meines Erachtens allerdings irrigen — Kriegsplanes der General Joubert, welcher den Vorstoß nach Natal leitete, ein ganz bedeutendes Führertalent, seine Unterfeldherren ein für Männer ohne höhere militärische Specialbildung geradezu erstaunliches Verständniß, die Truppen aber eine bewundernswerthe Disciplin und Tapferkeit bewiesen haben. Daß die Technik der Truppenführung im Boersheere auf einer so hohen Stufe steht, mag vielleicht auf ausländische Elemente zurückzuführen sein, ehemalige Officiere mit militärischer Specialbildung, welche vom Schicksal nach Südafrika verschlagen wurden, dort im Laufe der Zeit das Vertrauen der eingeborenen Boers erwarben und ihren Commandanten jetzt Adjutantendienste leisten. Für die Disciplin der Boers kann aber eine Erklärung nur die markige Tüchtigkeit ihres Volksthums und ihr Streben bieten, der nationalen Unabhängigkeit jedes persönliche Opfer zu bringen Denn lenkbar wie geordnete Heere können zusammengeraffte Volkshaufen nur dann sein, wenn sie aus moralisch tüchtigen, von tiefinnerlicher entsagungsfähiger Begeisterung be-

seelten Männern bestehen. Das ist bei den Boers sichtlich der Fall; und man kann nach den bisherigen Erfahrungen ohneweiters die Behauptung riskiren, daß der Befehlgebungsmechanismus, der Verbindungsdienst und das Zusammenwirken getrennter Colonnen, sowie die Marsch- und Gefechtstechnik des Boerenheeres auch für die Durchführung schwieriger Operationen ausreichen. Weniger befriedigend scheint es dagegen mit der Organisation ihres Nachschubdienstes bestellt zu sein; denn nur so läßt sich erklären, daß die vor Ladysmith stehenden Boers Beutezüge in das Sulu- und Basutoland unternommen haben sollen, was auf die Stimmung der Schwarzen gewiß nicht ohne Einfluß bliebe. Bei weit ausholenden Operationen ist der Mangel an Nachschubsvorkehrungen ein sehr arges Hinderniß.

Ganz im Gegensatze zu den Boers läßt die Haltung der Engländer in den bisherigen Kämpfen viel zu wünschen übrig, so sehr man auch geneigt sein mag, den Schwierigkeiten ihrer Situation vor dem Einlangen der britischen Hauptmacht Rechnung zu tragen. In der höheren Truppenführung hat der britische Feldherr ebenfalls einen Cardinalfehler begangen, als er einen Bewegungskrieg versuchte, statt sich auf den Positionskrieg zu beschränken; als er nämlich gegen die Uebermacht der Boers Entscheidungen im offenen Felde anstrebte, während ihn doch die ganze Kriegslage ausschließlich auf einen möglichst lange und möglichst zähe geführten hinhaltenden Kampf anwies; nämlich darauf, für die entscheidenden späteren Operationen der britischen Hauptkraft blos einige strategisch wichtige Stützpunkte durch mehrere Wochen gegen die momentane Uebermacht der Boers hinter zweckmäßig angelegten und ausreichend verproviantirten Verschanzungen unbedingt zu halten. Ein ganz erstaunlicher Mangel an Voraussicht seitens der britischen Generale, hervorgerufen zumeist durch hochmüthige Unterschätzung des Gegners, daneben aber auch durch ein sehr geringes Verständniß für die aus der momentanen Kriegslage resultirenden militärischen Aufgaben, hat die britischen Truppen vermeidbar gewesenen Niederlagen zwecklos ausgesetzt und schließlich sogar einen Theil derselben in die Gefangenschaft gebracht. Auch die Disciplin der Engländer wird durch die bisherigen Kämpfe theilweise in ein recht ungünstiges Licht gestellt; namentlich durch den Bericht des Feldkaplans Mathews über die Vorgänge, welche am 30. October zur Gefangennahme des Glouceſter-

Bataillons geführt haben. Doch wäre es meines Erachtens übereilt, wenn man die Schlüsse hieraus allzusehr verallgemeinern wollte, weil ja dieser Schattenseite der britischen Disciplin auch sehr anerkennenswerthe Lichtseiten gegenüberstehen. Eine höchst ehrenwerthe Leistung in dieser Hinsicht war der Rückzug des Generals Yule von Dundee am Umwege über Beith nach Ladysmith (23. bis 26. October, vide Operationsskizze I, Seite 10) ein Marsch von über 100 Kilometer binnen 3 Tagen im Gebirgsland, auf schlechten Wegen, bei strömendem Regen und mangelnder Nachtruhe. Eine Truppe, die sich nach einem ungünstigen Gefechte noch solchen Strapazen unterzieht, um der Schande einer Waffenstreckung zu entgehen, ist fraglos von einem vorzüglichen Geiste beseelt und hat viel Disciplin. Ehrend hervorzuheben ist auch die hohe Percentziffer der britischen Officiersverluste. Von der Gesammtzahl der Gefallenen kommen bisher nahezu 16 Percent, von jener der Verwundeten über 11 Percent auf die Officiere; die natürliche Ziffer wäre aber blos 3 Percent. Es ist damit bewiesen, daß das britische Officierscorps der Mannschaft ein glänzendes Beispiel von Tapferkeit gibt; und das bleibt selten ohne günstige Rückwirkung.

So bewundernswerth die Tapferkeit der britischen Officiere ist, so erstaunlich ist aber andererseits auch ihr Mangel an militärischer Fachbildung. Hierüber liefern die Kämpfe bei Glencoe vom 20. und 22. October einige beredte Beweise. Nach dem britischen Siege am 18. verfolgte eine Husaren-Escadron die fliehenden Boers, gerieth aber „gänzlich unvermuthet" in die Lage, daß ihr „durch sehr starke ‚neuaufgetauchte' Boers-Abtheilungen" der Rückweg abgeschnitten wurde und sie in die Gefangenschaft fiel. Die im Lager von Dundee-Glencoe stehenden Briten gaben sich, einem officiellen Berichte zufolge, nach dem Siege vom 18. October der Hoffnung hin, sich nach den bisherigen Strapazen durch einige Tage ausruhen zu können. Die Briten hatten also gar keine Ahnung davon, daß — (blos 20 Kilometer von ihrer linken Flanke entfernt!!) — eine viele Tausend Mann starke Boerencolonne nach Ladysmith vorrückt und die Verbindung mit diesem Orte bedroht!! Mit dem „Aufklärungs- und Patrouillendienste" ist es sonach in der britischen Armee sehr schlecht bestellt; unter aller Kritik schlecht. Das für die Briten ungünstige Gefecht am 22. October begann damit, daß die Boers mit Kanonen auf einem Hügel auffuhren, von dem

das britische Lager wirksam beschossen werden konnte. Die Briten unternahmen dann einen Angriff auf diesen Hügel; aber der Angriff mißglückte und das Lager mußte weiter rückwärts verlegt werden. Die Thatsache, daß die Briten einen das Lager in wirksamer Kanonenschußweite dominirenden Hügel gänzlich unbesetzt gelassen hatten, beweist, wie wenig Ahnung die britischen Officiere auch von der Wesenheit des „Vorposten- und Sicherungsdienstes" haben.

Einige Worte über das britische Officierscorps werden zum Verständniß mancher Begebenheiten des Krieges gewiß beitragen. Dem britischen Officier fehlt vollständig das „Befassen mit dem Soldaten", jenes erziehende Einwirken auf ihn, welches ein über den bloßen Formalismus hinausreichendes Verständniß der Felddienst-Vorschriften anstrebt; welches auch zwischen dem Vorgesetzten und den Untergebenen allmählig ein Band des gegenseitigen Vertrauens schlingt; des Vertrauens in die kriegerische Ueberlegenheit des Ersteren und in die militärische Zuverlässigkeit der Letzteren. Dieses Band können dann auch die Kugeln eines feindlichen Massenfeuers nicht mehr zerreißen. Der britische Officier ist gewöhnt, alle Sorgen des Dienstes und der Mannschaftsausbildung dem Sergeanten zu überlassen, sich gegen seine Mannschaft als Grandseigneur unnahbar abzuschließen und an die Spitze von Leuten, die er kaum kennt, blos dann zu treten, wenn er sie mit gezogenem Säbel zu führen hat, sei es zur Parade, sei es gegen den Feind. Letzteres thut er stets mit heroischem Heldenmuthe, aber trotzdem mitunter erfolglos, weil eben das Band des gegenseitigen Kennens und gegenseitigen Vertrauens zwischen ihm und der Mannschaft fehlt. Nur aus diesem Grunde wirkt der Löwenmuth des britischen Officierscorps nicht immer so aneifernd auf die Soldaten, wie er verdientermaßen eigentlich wirken müßte. Verstünden es die britischen Officiere nicht, ihre zahlreichen militärischen Sünden durch eine ausnahmslose, über alles Lob erhabene Tapferkeit zu sühnen, dann wären die Fälle, in welchen den britischen Truppen Feigheit und Indisciplin nachgesagt werden muß, vermuthlich noch weit zahlreicher. Dem britischen Officier fehlt außerdem auch der Ansporn und oft genug die Gelegenheit zu höherer militärischer Ausbildung. Deshalb sind die britischen Generale großentheils für die Aufgaben der höheren Truppenführung ungenügend vorgebildet: „Routiniers", welche sich ihre Stellung häufig blos

durch persönliche Tapferkeit an der Spitze kleiner Colonnen im Kampfe gegen uncivilisirte Horden errungen haben, von den Anforderungen eines Krieges gegen geschulte, mit allen Hilfsmitteln der modernen Kriegstechnik ausgerüstete Armeen aber meist nur eine recht oberflächliche Ahnung haben.

Aus der hohen Procentziffer der britischen Officiersverluste kann man auch noch eine zweite, für die Beurtheilung der beiderseitigen Kriegstüchtigkeit ebenfalls nicht unwesentliche Schlußfolgerung ziehen. Sie beweist nämlich, daß die Boers ihren Ruf als treffsichere und tapfere Schützen abermals bewähren; daß sie nämlich nicht mit hinter der Deckung verstecktem Kopfe blindlings in's Blaue knallen, sondern thatsächlich halbwegs zielen und namentlich die feindlichen Officiere auf's Korn nehmen. Auf eine ähnliche Kaltblütigkeit und Schießfertigkeit der britischen Soldaten lassen dagegen die auffallend geringen Verluste der Boers n i ch t schließen. Es mag ja sein, daß dabei die numerische Ueberlegenheit der Boers und die dadurch namentlich im kleinen Kriege gegebene Möglichkeit mitwirkt, den Feind in der Front hinzuhalten und mit dem numerischen Kraftüberschuß ihn aus seiner Stellung durch einen Druck auf die Flanke hinauszumanövriren, also verlustreiche directe Angriffe zu vermeiden. Doch stehen auch dann noch die Verluste der Boers in keinem halbwegs normalen Verhältnisse zur Zahl der britischen Schützen und zu ihrem Munitionsaufwand.

III.

Vor der Beurtheilung der jetzt, beim Beginne des „zweiten Actes", bestehenden strategischen Verhältnisse, ist es nothwendig, deren schrittweise Entwicklung kurz zu skizziren.

Gerade als in England eine groß angelegte, gegen das „Jingothum" Chamberlain's gerichtete Friedensbewegung weitere Kreise zu erfassen begann, richtete die Transvaalregierung am 10. October ein Ultimatum mit 48stündiger Bedenkzeit an die britische Regierung, Zusicherungen verlangend, daß die britischen Truppen von den Transvaalgrenzen zurückgezogen werden und jener Theil derselben, welcher erst in der letzten Zeit nach Südafrika dirigirt wurde, dieses Gebiet alsbald wieder verlasse. Darauf ging die britische Regierung nicht ein, weshalb dann am 12. October der Kriegszustand begann.

Die objective Beurtheilung der Sachlage zwingt mich — trotz aller persönlichen Sympathie für die Boers — zur Behauptung, daß dieses Ultimatum ein politischer Fehler war. Er bietet der britischen Regierung gegenüber den möglichen diplomatischen Interventionen zu Gunsten der Boers, namentlich bei einer Neuordnung der Dinge nach einem eventuellen endgiltigen Siege der Engländer, die Ausrede, daß England den Krieg nicht gewollt hat und sich deshalb jetzt in der Zwangslage befindet, einer Wiederholung solcher Herausforderungen für immer vorbeugen zu müssen. Ich persönlich glaube allerdings nicht daran, daß die britische Regierung den Krieg thatsächlich vermeiden wollte und in Südafrika Truppen blos ansammelte, um eine friedliche Lösung der strittigen Fragen mit mehr Nachdruck anzustreben; ja ich zweifle sogar an der unbedingten Aufrichtigkeit der in England eingeleiteten Friedensbewegung. Gerade deshalb bin ich aber der Meinung, daß die Boers auch das Odium der Kriegserklärung den Engländern hätten überlassen sollen. Man könnte vielleicht geltend machen, daß es für die Boers zweckmäßig war, die zeitweilige numerische Inferiorität der britischen Truppen auszunützen; namentlich im Hinblicke auf weitergehende, vielleicht sogar eine allgemeine Boerenbefreiung in ganz Südafrika anstrebende Ziele des Krieges. Ich persönlich theile jedoch diese Meinung nicht, weil einerseits die Boers derlei Ziele vor einem Siege über die britische Hauptmacht nicht verwirklichen können und weil es andererseits für die politischen Folgen eines solchen Sieges, wenn er militärisch nur recht ausgiebig ist, ganz gleichgiltig bleibt, ob die entscheidenden Schlachten näher an Pretoria oder näher an der Küste geschlagen würden. Im ersteren Falle wären die Boers jedoch strategisch im Vortheil, weil sie gegen die auf einer langen Vorrückungslinie und einem breiten Vorrückungsraum vielfach zersplitterte britische Armee mit der vereinigten Kraft operiren könnten, während im umgekehrten Falle die Engländer umso besser vereinigt und die Boers umsomehr zersplittert wären, je näher an der Küste die Entscheidungsschlachten stattfinden. Die Engländer schon vor dem Eintreffen der britischen Hauptmacht „ins Meer zu treiben", war den Boeren vom Anfange an unmöglich; dazu sind die zurückzulegenden Entfernungen zu groß.

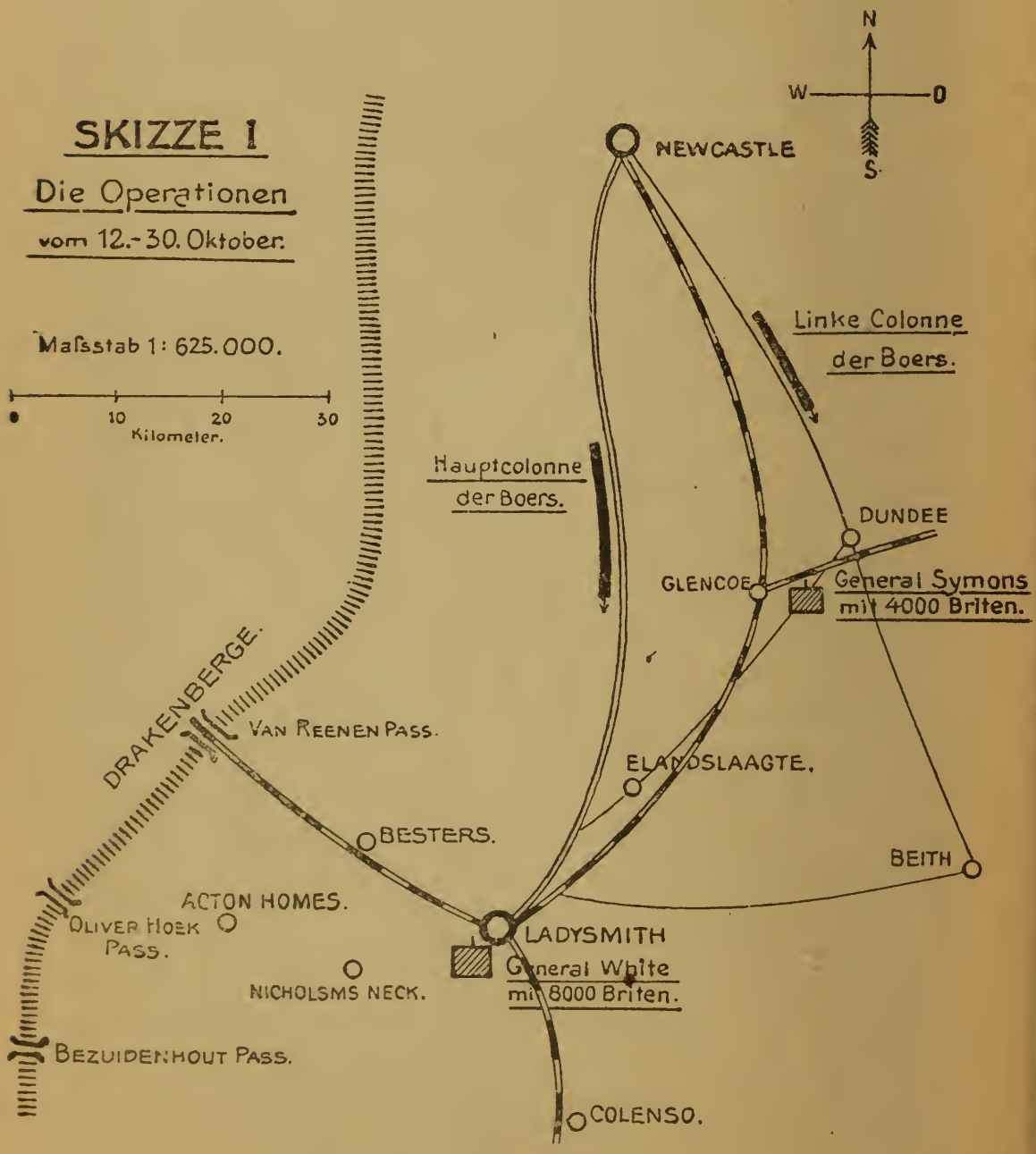
Unmittelbar nach der Kriegserklärung begannen die Operationen. Einige Tausend Boers — die Nachrichten über die

Truppenstärken sind für eine halbwegs genaue Zahlenangabe viel zu schwankend — zogen unter Kronje's Führung nach Westen zur Eroberung der Städte Mafeking und Kimberley. Die Hauptmacht unter General Joubert stieg über die Drakenberge in die Natalniederung hinab. Hier war die britische Streitmacht durch Nachschübe aus England und britischer Besatzungstruppen aus Indien auf circa 12.000 Mann „Gefechtsstand" gebracht worden, vom General White befehligt, welcher am 10. October sein Hauptquartier nach Ladysmith verlegte. Im Beginne des Krieges standen über 8000 Briten in Ladysmith, gegen 4000 unter General Symons in einem Lager zwischen Dundee und Glencoe.

Die Operation am östlichen Kriegsschauplatze endete zunächst mit der Einschließung der Engländer in Ladysmith und dauerte in diesem ihren ersten Theile 18 Tage. Am 30. October war die Verbindung des Generals White mit der Küste endgiltig unterbrochen und seine gesammte Truppenmacht in Ladysmith eingeschlossen.

Der Vormarsch der Boers über die Drakenberge wurde mit großer Umsicht geleitet und glänzend durchgeführt. Er begann damit, daß die Oranje-Boers unter ihrem Commandanten Grinslo am 12. October den Van-Rennen-, den Oliver-Hoeck- und den Bezuidenhout-Paß durchzogen, an den jenseitigen Paßzugängen Defensivstellungen bezogen und daselbst verblieben, bis nach dem Einlangen der Transvaal-Boers der Angriff auf Ladysmith unternommen werden konnte. Den Letzteren fiel die schwierigere Aufgabe zu. Sie rückten unter Commando des Generals Joubert in drei Colonnen (die Mittelcolonne über den Langs-Neck-Paß, an dessem Ausgange sie vorsichtshalber „für alle Fälle" Verschanzungen errichteten) nach Newcastle, wo sie sich am 14. October vereinigten. Von da marschirten sie in zwei Colonnen: die Hauptcolonne auf der Straße Newcastle-Ladysmith, die linke Colonne am Wege Newcastle-Dundee-Ladysmith. Diese letztere Colonne stieß zwischen Dundee und Glencoe auf die Truppen des britischen Generals Symon, der sie am 20. October durch einen rühmenswerthen Angriff zum Rückzuge nöthigte, dabei aber tödtlich verwundet wurde, worauf General Yule das Commando übernahm. Die Vorhut der Boeren-Haupteolonne stand am 18. October bei Elandslaagte auf der Verbindungslinie zwischen Glencoe und Ladysmith; die Haupteolonne selbst, oder doch ein großer

Theil derselben, zog jedoch der am 20. zum Rückzuge genöthigten linken Seitencolonne zu Hilfe und es kam am 22. October zu einem abermaligen Kampfe bei Glencoe, der damit endete, daß General Yule den Rückzug nach Ladysmith auf einem großen



Umwege antreten mußte. Inzwischen hatte am 21. October General French von Ladysmith aus mit bedeutender Uebermacht die bei Elandslaagte stehende Vorhut der Boers angegriffen, welche nach tapferer Gegenwehr zum Rückzuge genöthigt wurde, wobei der

Boerengeneral Kock und ein Neffe des Generals Joubert (beide tödtlich verwundet), dann der Oberst Schiel und 200 Boers in die Gefangenschaft fielen.

Schon am 23. October hatten aber die Boers Elandslaagte abermals besetzt und einen am 24. unternommenen zweiten Angriff der Engländer mit Erfolg abgewehrt. Nun war auch die Verbindung mit den nach Acton Homes und Besters vorgerückten Oranje-Boers hergestellt und es begannen die gemeinschaftlichen Operationen gegen Ladysmith, die mit dessen vollständiger Einschließung endeten, nachdem am 30. October ein Versuch des General White, sich durch Zurückdrängung der Oranje-Boers östlich von Ladysmith Luft zu schaffen, bei Nicholsonsneck gescheitert war, wobei die Boers zwei britische Bataillone gefangen nahmen und sechs Geschütze eroberten. Tags vorher hatten die Boers auch einen nach Ladysmith bestimmten britischen Nachschubstransport (1500 Maulthiere) abgefangen. Dagegen war es am 27. October den Engländern noch gelungen, einige schwere Geschütze und Schnellfeuerkanonen der im Hafen von Natal befindlichen Kriegsschiffe nach Ladysmith zu bringen.

Am westlichen Kriegsschauplatze kamen in der Zeit bis Ende October keine erwähnenswerthen Actionen vor. Am 4. November cernirten die Boers Mafeking und Kimberley, seit 7. November bombardiren sie die letztere Stadt mit großem Munitionsaufwande ohne besonderen Erfolg. Am 10. November scheiterte ein Entsatzversuch der Engländer im Gefechte von Belmont, nördlich des Oranjeflusses. Auch einige Unternehmungen gegen die Eisenbahn, um die Verbindung beider Orte mit Capstadt zu unterbinden, scheinen ohne Einfluß auf den weiteren Verlauf der Dinge zu sein, weil beide mit Nahrungsmitteln und Munition angeblich ausreichend versehen sind. In Kimberley ist Mitte October auch Sir Cecil Rhodes eingetroffen, auf dessen Kopf die Boers einen Preis von 5000 Pf. St. ausgesetzt haben.

Im Norden Transvaals kam es am Krokodilflusse in der Richtung gegen das Fort Tuli zu Scharmützeln zwischen den Boers und der Rhodesia-Polizei. Ob denselben eine Bedeutung beizumessen ist, kann erst die Zukunft zeigen. Wenn es wahr sein sollte, daß Sir Rhodes dort die Anwerbung Schwarzer für Kriegsdienste betreibt — (Nachrichten aus Transvaal behaupteten es Ende October.) — dann müßte man wohl auch die Vorgänge

in dieser Gegend mit mehr Aufmerksamkeit verfolgen. Doch klingt es äußerst unwahrscheinlich, daß Rhodes den eingeborenen Negern Waffen in die Hand gibt; und noch unwahrscheinlicher, daß die in Rhodesia exponirten Weißen zur Durchführung solcher Pläne die Hand bieten.

Seit Ende October treffen die Staffeln der britischen Hauptarmee in den Häfen des Kriegstheaters ein und werden auf die einzelnen Kriegsschauplätze dirigirt. Der Ober-Commandant Sir Henry Redwers Buller landete am 31. October in Capstadt. Ueber die britischen Operationspläne und das Einlangen der britischen Truppen dringen ganz selbstverständlich einstweilen nur sehr spärliche, ungenaue und lückenhafte Meldungen in die Oeffentlichkeit, weil ja die Geheimhaltung der eigenen Absichten und die möglichste Täuschung des Gegners eine der allerwichtigsten Vorbedingungen des Erfolges ist. Es scheint sogar, daß zu diesem Zwecke eine Verschiebung in der ursprünglichen Ordre de bataille stattgefunden hat; vielleicht mitveranlaßt durch die Zeitunterschiede im Eintreffen der betreffenden Transportschiffe und die eben dringend gewesene Verwendungsart der eingetroffenen Truppen. Doch scheint, daß die Brigadeverbände nicht geändert wurden, sondern blos die Zusammenfassung der Brigaden in die Divisionsverbände. Bisher wurden in den Berichten erwähnt: Der Divisions-Commandant Lord Methuen (I. Division) als am westlichen Kriegsschauplatz befindlich, bereit zum Entsatz von Kimberley und Mafeking. Der Divisions-Commandant Sir Clery (II. Division) am östlichen Kriegsschauplatz, den Entsatz von Ladysmith vorbereitend; doch wird auf diesem Kriegsschauplatze auch der Name des Brigadegenerals Hildyard erwähnt, dessen „südenglische" Brigade nach der Ordre de bataille eigentlich zur I. Division gehören würde, sowie der Name des Brigadegenerals Barton, dessen „Füsilier"-Brigade eigentlich bei der III. Division eingetheilt wäre. Auch Regimenter werden genannt, deren Name in der ursprünglich veröffentlichten Ordre de bataille nicht vorkommt. Sie sind vielleicht aus Gibraltar, Malta ꝛc. auf den Kriegsschauplatz dirigirt worden. Am südlichen Kriegsschauplatz, zur Niederhaltung der Cap-Boers, wird General Gatacre (III. Division) verwendet.

Ueber die neueren Bewegungen der Boers wird gemeldet, daß sie sich im Natalgebiete immer mehr verbeißen und nebst

Ladysmith auch noch andere Städte einzuschließen beginnen; ferner, daß sie mehrere Colonnen, jede ca. 1500—3000 Mann stark, über den Caledonfluß in den nördlichen Theil des Caplandes dirigirt haben; also eine abermalige Zersplitterung ihrer Kraft! Vielleicht gewinnen sie aber dadurch auch neue Mitstreiter; das läßt sich daraus schließen, daß sich die britische Cap-Regierung veranlaßt sah, strenge Maßregeln gegen „Hochverrath" seitens der Cap-Boers zu ergreifen. Es sei hier erwähnt, daß im Capland ca. 250.000 Boers und blos 140.000 Engländer wohnen: Erstere die nahezu ausschließliche Bevölkerung des Nordgürtels, letztere in den Hafenstädten und im Südgürtel. Ueber die Haltung der Kaffern gegenüber der Boers-Invasion lauten die Nachrichten verschieden. Einerseits heißt es, sie wollen sich den Boers anschließen, andererseits, sie wollen sich gegen sie erheben. Was die Wahrheit ist, kann erst die Zukunft zeigen. Doch scheint Eines jetzt schon sicher zu sein: daß nämlich unter den Negern Erregung herrscht und daß deshalb möglicherweise auch noch ein drittes Element in den Kampf eingreifen wird.

IV.

Die Orientirung in den Nachrichten vom Kriegsschauplatze wird wesentlich erleichtert durch Zuhilfenahme der britischen Ordre de bataille. Sie wird deshalb nach den einschlägigen Zeitungsnachrichten hier eingefügt, jedoch mit dem Zusatze, daß sie im Beginne der Operationen je nach den einlangenden Nachrichten corrigirt werden muß, weil in den Divisionsverbänden — wie schon erwähnt — Virements vorgenommen wurden und auch neue Truppen aus den Colonien am Kriegsschauplatze eingetroffen sind.

Ober-Commando.

Ober-Commandant: Sir Henry Redwers Buller.
Generalstabs-Chef: Sir Archibald Hunter.

1. Division.

Commandant: General-Lieutenant Lord Paul Methuen.

1. Brigade (Garde-Brigade).

Commandant: Generalmajor Sir H. E. Colville.

Truppen*): Grenadier-Guards (1); Coldstream-Guards (2, 3); Scots-Guards (1).

*) Die der Regimentsbezeichnung in Klammern beigefügten Zahlen bezeichnen die Nummer des vom betreffenden Regimente mobilisirten Bataillons. Die Brigaden bestehen aus blos vier selbständigen Bataillonen.

2. Brigade (Südenglische Brigade).

Commandant: Generalmajor H. T. Hildyard.

Truppen: Devonshire Nr. 11 (2); Prince of Wales Own (West Yorkshire) Nr. 14 (2); East Surray Nr. 31 (2); Royal West Surray (Queens) Nr. 2 (2.)

Divisions-Reserven.

Eine Abtheilung berittener Infanterie. Feldbatterien Nr. 7, 14, 66.

II. Division.

Commandant: Generalmajor Sir C. F. Clery.

1. Brigade (Hochländer-Brigade).

Commandant: Generalmajor A. G. Wauchope.

Truppen: Black Watch (Royal Highlanders) Nr. 42 (2); Highland Ligth Infantry Nr. 71 (1); Seaforth Highlanders (Duke of Albany) Nr. 72 (2); Argyll and Sutherland Highlanders (Princeß Louise) Nr. 91 (1).

2. Brigade (Schützenbrigade).

Commandant: Generalmajor N. G. Littelton.

Truppen: Kings Royal Rifles (3); Scots Rifles (Cameronians) Nr. 26 (2); Prince Consorts Own Rifles (2); Durham Ligth Infantry Nr. 68 (1).

Divisions-Reserven.

Eine Abtheilung berittener Infanterie. Feld-Batterien Nr. 63, 64, 74.

III. Division.

Commandant: Generalmajor Sir W. F. Gatacre.

1. Brigade (Irische Brigade).

Commandant: Generalmajor Fitz Roy Hart.

Truppen: Royal Irish Rifles Nr. 83 (1); Connaugth Rangers Nr. 88 (1); Royal Innisfilling Fusiliers Nr. 27 (1); Royal Dublin Fusiliers Nr. 102 (1).

2. Brigade (Füsilier-Brigade).

Commandant: Generalmajor G. Barton.

Truppen: City of London (Royal Fusiliers) Nr. 7 (2); Royal Scots Fusiliers Nr. 21 (2); Royal Irish Fusilier (Princeß Victoria) Nr. 87 (2); Royal Welsh Fusiliers Nr. 23 (2).

Divisions-Reserven.

Eine Abtheilung berittener Infanterie. Feld-Batterien Nr. 75. 77, 79.

Cavallerie-Division.

Commandant: General-Lieutenant J. D. P. French.

1. Cavallerie-Brigade.

Commandant: Generalmajor J. N. Bobington.

Truppen*): Dragoon Guards (Carabineers) Nr. 5; Prince of Wales Own Royal Hussars Nr. 12; Prince of Wales Royal Lancers.

2. Cavallerie-Brigade.

Commandant: Generalmajor J. P. Brabazon.

Truppen: Royal Dragoons Nr. 1; Royal Scots Greys Dragoons Nr. 2; Innisfillings Dragoons Nr. 6.

Divisions-Reserven

(nach Bedarf auch zur Dotirung der Infanterie-Divisionen bestimmt).

Kings Hussars Nr. 14; Hussars Nr. 13.

*) Regimenter zu 8 Troops, deren je zwei unserer Escadron beiläufig gleich sind.

Das sind die Truppen, mit deren Eingreifen in den Kampf gegen die Boers während der nächsten Wochen zu rechnen ist. Die nachträglich noch mobilisirten Truppen könnten erst gegen Mitte December in die Action treten und dann erst werden sich jene entscheidenden Operationen abwickeln, von deren Anlage und Durchführung es abhängen wird, ob es dem britischen Feldherrn gelingt, die Boers in offener Feldschlacht entscheidend zu besiegen, oder ob diese Letzteren den Krieg auch fernerhin noch fortsetzen können.

Die obige Ordre de bataille ergänzend, wird hier auch noch eine Uebersicht über die gegen die Boers bisher im Kampfe gestandenen Truppen — „Natal force“ und „Cap force“ — nach dem Stande vom 12. October beigefügt:

Infanterie: Je 1 Bataillon vom Liverpool, Leicestershire, Dublin, Devonshire, Manchester, Gloucestershire und vom Royal Irisch Fusilier-Regiment; 2 Bataillone Kings Royal Rifles; 1 Bataillon Gordon-Highlanders. Zusammen 10 Bataillone = 7650 Mann.

Cavallerie: Lancers Nr. 5, 9, 19; Hussars Nr. 18. Zusammen 4 Regimenter = 1650 Reiter.

Artillerie: 6 Feldbatterien und 1 Gebirgsbatterie zu je 6 Geschützen, außerdem 9 Geschütze der Natal-Polizei. Zusammen 51 Geschütze.

Freiwilligencorps (als „berittene Infanterie“ zu qualificiren): Natal Volonteers 760 Mann; Natal Carabineers 120 Mann; Imperial Ligth Horse 500 Mann: Durban Volonteers 750 Mann; Natal Police 550 Mann. Zusammen 2680 Mann.

In der Cap-Colonie standen außerdem 5 Bataillone: Narthumberland, Münster, North-Lancastershire, Borkshire, Border, und $^1/_2$ Bataillon Yorkshire. Zusammen 4800 Mann. Ueberdies eine Abtheilung weißer eingeborener und eine Abtheilung australischer Reiter. Diese „Cap force“ (in eine Brigade vereinigt) ist jetzt bei der I. Division (Lord Methuen) eingetheilt.

V.

Mein Urtheil über jene strategische Situation, mit welcher jetzt der „zweite Act“ des Krieges anfangt, ist folgendes:

Die Boers haben dadurch, daß sie von den Hochebenen jenseits der Drakenberge in die Natalniederung hinabgestiegen sind, einen sehr bedeutenden strategischen Vortheil freiwillig aus der Hand gegeben; der britische Oberfeldherr müßte folglich sein Streben in allererster Linie darauf richten, aus dieser Unklugheit der Boers den größtmöglichen Nutzen zu ziehen.

So lange die Boers hinter den Drakenbergen standen, bildete dieser hohe Gebirgszug (im südlichen Theil über 3000 Meter

hoch) eine ungemein starke strategische Barrière, deren Forcirung den Engländern selbst dann sehr viel Zeit und sehr viel Blut gekostet hätte, wenn die Pässe nur mit verhältnißmäßig schwachen Boers-Abtheilungen besetzt waren. In jedem Falle wäre den Boers nebst der Pässevertheidigung auch noch eine hinlänglich starke Offensivreserve verfügbar geblieben, um gegen die britische Hauptmacht, von wo immer sie anrücken mochte, mit Erfolg operiren zu können. Sie hatten ja, so lange sie mit der Hauptmacht hinter den Drakenbergen standen, auch den strategisch kaum hoch genug zu veranschlagenden „Vortheil der inneren Linie" für sich; nämlich die vollste Bewegungsfreiheit nach jeder Seite. Selbst wenn die britische Hauptmacht möglichst vereinigt vorrückte, wäre die Situation der Boers noch günstig genug gewesen. Denn sie konnten durch einen kühnen offensiven Gegenzug auf die eine oder andere Flanke des britischen Armee-Marsch-Echiquiers drücken, die eine britische Colonne auf die andere zurückwerfen, solcherort alle in Unordnung bringen und zu einem vielleicht sogar recht eiligen Rückzug zwingen; oder sie konnten die eine oder andere Armeecolonne bei Morgengrauen im Lager angreifen (eine Art größer angelegten Ueberfalles) und dadurch eine große Verwirrung bei der gesammten britischen Armee erzeugen; oder sie konnten eine Panique bei den Briten dadurch hervorrufen, daß sie sich ihnen an einem hiefür günstigen Terrain-abschnitte mit einem Theile der Kraft frontal gegenüberstellten und einige Tausend Mann zum Abenteuern im Rücken der britischen Truppen abdetachirten u. s. w., u. s. w. Kurz: für eine so brave und tapfere Armee, wie die der Boers es ist, gab es, so lange sie eine uneingeschränkte Bewegungsfreiheit besaß, ungezählte Mittel, um die von ihrer Operationsbasis sehr entfernte und deshalb an den Verbindungen dahin sehr empfindliche, außerdem über die gesammte Breite und Tiefe ihres Operationsraumes ganz naturnothwendig auch mannigfach zersplitterte britische Hauptarmee trotz deren Ueberlegenheit zu besiegen; selbst dann, wenn diese Hauptarmee so vereinigt als eben möglich vorrückte. Gegen getrennt auf mehreren Operationsräumen vorrückende britische Armeetheile wäre die Situation der Boers sogar noch unverhältnißmäßig günstiger gewesen; so günstig, daß man an ihrem Siege gar nicht hätte zweifeln können.

Seit die Hauptmacht der Boers in die Natalniederung hinabgestiegen ist, hat sie die Drakenberge im Rücken. Dadurch

wurde für sie diese formidable strategische Barrière nicht nur gänzlich entwerthet, sondern auch die Entschluß- und Bewegungsfreiheit des Boers-Feldherrn bedeutend eingeschränkt. Die Boers haben sich dadurch zu allem Ueberflusse schließlich auch in die Gefahr gebracht, daß sie zu einem „freiwilligen", vielleicht auch sehr eiligen Rückzug aus dem Natal veranlaßt werden könnten; nämlich zu einem Rückzug ohne Gefecht, um eine ihrer Heimat drohende Invasion abzuwehren. In diesem Falle hätten sie dann alle bisherigen Opfer an Blut und Kriegsmaterial vergeblich gebracht, also „verschwendet". Ja sogar die Gefahr droht den Boers, daß sie — allerdings nur bei ganz besonderer Ungunst der Verhältnisse — vielleicht gezwungen werden könnten, die Höhe der Drakenberge unter doppelter feindlicher Gegenwirkung, nämlich gleichzeitig von oben und von unten bedrängt, wieder ersteigen zu müssen, und irgendwo im Raume zwischen Ladysmith, Harrysmith und Ficksburg eine Entscheidungsschlacht unter geradezu verzweifelten Umständen zu riskiren. Daß dieser extremste Fall eintritt, ist allerdings sehr unwahrscheinlich. Aber die Gefahr besteht immerhin und sie würde umso größer werden, je mehr sich die Boers im Natal verbeißen, vielleicht dazu veranlaßt durch Ueberschätzung des strategischen Werthes der hier errungenen Erfolge.

Den Boers zum Glücke sind jedoch strategische Fehler auch auf Seite ihrer Gegner möglich. Ja man darf sogar sagen, derlei Fehler seien geradezu wahrscheinlich, weil die britische Truppenführung, nach dem bisherigen Verlaufe des Krieges zu urtheilen, gerade an dem am zähesten hängt, was für ihre Kriegslage am wenigsten taugt: an der Schablone. Weil die Schablone — (ganz übereinstimmend mit den Lehren der Kriegsgeschichte) — richtiger Weise sagt, eine Defensive mit offensiven Gegenstößen, also die „active" Defensive, sei die bessere Form des Vertheidigungskampfes, haben die britischen Generale im Natalgebiete ihre Zeit und Kraft an Offensivstöße verschwendet, statt hier dem bestandenen Ausnahmsfalle Rechnung zu tragen und beides, Zeit und Kraft, ausschließlich dem Schanzbau zuzuwenden, um sich dann durch einige Wochen auf die unbedingte „passive" Defensive zu beschränken. Für die Millionenheere eines europäischen Krieges ist allerdings die Schablone zum Theile unentbehrlich geworden, weil sich da auch schon die Technik der Truppenführung zu einer Kunst ausgestaltet hat.

Aber selbst hier, wo doch die Bewegungsfreiheit schon sehr eingeengt wurde, könnte eine geistlos-schablonenmäßige Kriegführung, welche ganz mechanisch blos mit der rein körperlichen Wucht der Massen allein rechnet, wenig Erfolge erzielen. Und in Süd-Afrika, wo nach den für mitteleuropäische Kriege geltenden Begriffen die Heeresstärke zur Ausdehnung der Operationsräume ganz außer allem Verhältnisse steht, muß einem unternehmenden, beweglichen Gegner gegenüber die Schablone geradewegs zum Verderben führen. Mit dem Einmaleins der Uebermacht allein wird sonach Sir Redwers Buller besondere Erfolge kaum erringen.

Will der britische Oberfeldherr aus der gegebenen strategischen Situation den größtmöglichen Nutzen ziehen, dann muß er dreierlei anstreben: Er muß *vor Allem* trachten, die Hochebenen hinter den Drakensbergen mit einer respectablen Macht zu erreichen, so lange die Hauptkraft der Boers noch in der Natalniederung steht. Zur Erreichung dieses Zweckes wird er, in *zweiter* Linie, trachten müssen, hier die Hauptkraft der Boers durch Actionen festzuhalten, welche auf eine *Täuschung* des Gegners über die ersterwähnte, wichtigste britische Operation berechnet sind. Und in *dritter* Linie wird er, wenn einmal die Hauptoperation hinlänglich vorgeschritten ist, trachten müssen, der in Natal stehenden Hauptmacht des Gegners durch einen Druck auf deren linke Flanke den Rückweg über Newcastle und den Langsneck-Paß zu verlegen. Das Ziel aller dieser drei Bestrebungen ist, die Boers zu einer Entscheidungsschlacht unter für sie ungünstigen Umständen zu *zwingen*; dazu wäre nicht mehr Glück erforderlich, als man vernünftigerweise voraussetzen darf. Erreichen kann er damit jedenfalls das Eine, daß er am Schlusse dieser Operationen mit seiner *fortab auf Natal basirten* Hauptkraft jenseits der Drakenberge steht, ohne übermäßig viel Zeit und übermäßig viel Blut für die Forcirung dieser Barrière aufgewendet zu haben. Die Basirung der britischen Hauptarmee auf *Natal* ist schon an sich außerordentlich *zweckmäßig*, weil hier die Nachschubslinie zur Küste weitaus am kürzesten ist und nur durch ein Gebiet mit entschieden *anglophiler* Bevölkerung führt. Sie kann aber auch geradezu *nothwendig* werden; nämlich dann, wenn die anderen, ohnehin viel zu langen Nachschubslinien (East London, Port Elizabeth, Capstadt) durch eine zweideutige Haltung der Bevölkerung gefährdet erscheinen. Ein Wechsel der Nachschubslinie ist allerdings

ein umständliches, zeitraubendes Unternehmen. Die Zeit dafür wird General Buller aber haben, wenn einmal eine Hauptkraft oder doch ein widerstandsfähiger, hinlänglich starker Heerestheil, in der Gegend von Harrysmith steht und die Verbindung mit Ladysmith beherrscht; vorausgesetzt, daß bis dahin auch seine im Natalgebiete stehenden Truppen die enge Fühlung mit der dortigen Boers-Armee niemals verlieren.

Eine halbwegs ähnliche (nämlich ebenfalls auf eine Täuschung des Gegners basirte und mit einem nachträglichen Wechsel der eigenen Nachschubslinie verbundene) Operation hat Napoleon Bonaparte 1800 in Italien ausgeführt. Die unter seinem Commando bei Lyon Ende 1799 gebildete Reserve-Armee war angeblich zum Einfalle nach Deutschland bestimmt; ihre Nachschubsdepôts wurden in Genf heimlich und in Zürich öffentlich eingerichtet. Auf Genf basirt, zog Bonaparte statt nach Deutschland plötzlich über den St. Bernhard-Paß zur Unterstützung des hart bedrängten Massena nach Italien, wo General Melas die Oesterreicher zur Abwehr bei Turin sammelte. Napoleon detachirte, um Melas zu täuschen, das Corps Lannes gegen ihn, das mit dem Corps Haddik bald scharfe Fühlung gewann. Solcherart gegen Melas gedeckt, gab er zunächst in Ivrea die bisherige Nachschubslinie Genf-St. Bernhard auf und basirte sich neu über den St. Gotthard-Paß auf Zürich. Sodann begann er mit einem kühnen Flankenmarsch nach Mailand die Operationen gegen Melas, welcher gerade jetzt einige sehr kostbar gewordene Tage auf die Capitulation des vom General Ott in Genua eingeschlossenen Corps Massena verschwendete. Diese Capitulation wurde zwar schließlich erzwungen. Aber dafür endete die viel entscheidendere Operation gegen die Hauptkraft Napoleons mit der Schlacht von Marengo, welche Melas sogar mit „verkehrter Front" schlagen mußte (nämlich mit dem Gesichte gegen die eigene Operationsbasis) und mit der daran geknüpften Convention, in welcher sich Melas verpflichtete, ganz Ober-Italien bis zum Mincio zu räumen. Eine ebenso kühne und geniale Operation — doch in verjüngtem Maßstabe, nämlich auf einem kleineren Raume und mit einer kleineren Arme, — war im Jahre 1878 der Zug des Feldmarschall-Lieutenants Jovanovics nach Mostar, durch welchen die unter Ali-Pascha bei Gabela gestandenen 7000 Türken von ihren Verbindungen abgeschnitten und ohne Gefecht zur Capitulation gezwungen wurden.

Die Operationen im Kriege gleichen sich zwar nicht; doch ist jetzt auch für die Engländer in Südafrika die Möglichkeit eines „Marengo" immerhin gegeben, seit die Boers im Natalgebiete stehen. Ob General Buller den hiefür nöthigen Bruchtheil der Energie und Combinationsgabe Napoleons besitzt, fällt dabei ganz selbstverständlich am ausschlaggebendsten in's Gewicht. Und gerade das kann man vorläufig noch am wenigsten beurtheilen Sicher ist also vorläufig blos, daß der ungeheuere strategische Fehler, welchen die Heeresleitung der Boers durch ihren Vorstoß in die Natalniederung beging, sehr böse Folgen haben kann, wenn der britische Oberfeldherr das Kriegführen versteht; daß jedoch dieser Vorstoß schlimme Folgen nicht haben wird, ja sogar auch noch gute Folgen haben könnte, wenn die Strategie des Sir Redwers Buller schablonenhaft ist. Aus den während der nächsten Zeit vom Kriegsschauplatze einlangenden Nachrichten die Wahrheit herauszuklügeln, wird vielleicht schwer fallen, weil die britische Heeresleitung jedenfalls allen Grund hat, die wahren Ziele der nächsten Operationen möglichst zu verschleiern. Viel wird auch davon abhängen, ob die britische Hauptkraft bis Mitte December schon am Kriegsschauplatze versammelt und ihr dann noch die Möglichkeit gegeben sein wird, die Boers zu einer Entscheidungsschlacht unterhalb der Drakenberge zu zwingen.

VI.

Die politische Rückwirkung des Transvaalkrieges auf die internationalen Machtverhältnisse wird meines Erachtens hauptsächlich deshalb stark unterschätzt, weil die deutsche Reichskanzlei mit Eifer und Erfolg bestrebt ist, für die Fabel von der „freien Hand nach allen Seiten" gläubige Gemüther zu finden.

Ich glaube an diese Fabel nicht. Das in Europa zwischen die verbissensten Rivalen Englands geographisch eingeklemmte, im eigenen Colonialbesitze selbst auch von britischen Rivalitäten überall bedrohte Deutschland sollte auf die Dauer im Stande sein, nach beiden Seiten „freie Hand" zu bewahren? Das könnte doch nur dann der Fall sein, wenn einerseits England niemals in die Zwangslage käme, europäische Bundesgenossen für weltpolitische Machtrivalitäten werben, eventuell sogar pressen zu müssen; und wenn andererseits Gegensätze der europäischen

Continentmächte untereinander überhaupt nicht existirten. So günstig für Deutschland liegen aber die Verhältnisse nicht. Und deshalb wird eines Tages der Entschluß, ob mit, ob gegen England, eben gefaßt werden müssen. Vor dem Ausbruch des Transvaalkrieges konnte man allerdings hoffen, daß dieser entscheidende Tag noch recht ferne sei; ja er wäre vielleicht sogar gerade wegen dieses Krieges thatsächlich noch recht ferne geblieben, wenn sich England jetzt durch eine imponirende Machtentfaltung bei seinen Rivalen in Respect gesetzt hätte. Gerade das Gegentheil ist aber geschehen. Die jetzt offenkundig gewordene Unzulänglichkeit der britischen Kriegsmacht fordert die Rivalen Englands geradezu heraus, fortab ihre Ansprüche rücksichtsloser als bisher zur Geltung zu bringen.

Das vorausgesetzt, erscheint mir die so gerühmte „freie Hand" in einer Beleuchtung, welche meinen Respect vor ihr gänzlich zerstört. Allerdings sehe ich nicht so genau, daß ich deutlich unterscheiden könnte, ob sie ein Täuschungsmittel zur Verschleierung eines schon gefaßten Entschlusses ist, oder vielleicht blos ein Verlegenheitsmittel, durch welches ein erst zu fassender Entschluß möglichst lange hinausgeschoben werden soll. Beides läuft aber schließlich auf ein und dasselbe hinaus, nämlich darauf, daß die deutsche Reichskanzlei entweder nicht kann, was sie will, oder nicht will, was sie kann; daß sie also in beiden Fällen eine positive Entschlußfreiheit nicht besitzt. Und mit der negativen Freiheit, nothwendige Entschlüsse nicht zu fassen, ist ihr genau so wenig gedient wie Friedrich Wilhelm III., der solcherart nach und nach bis Jena und Auerstädt gelangte.

In eine besonders grelle Beleuchtung wurde die „freie Hand" durch den Samoa-Vertrag gerückt. Was bedeutet dieser Vertrag? Wollte man die ihm gewidmeten Jubelhymnen der reichsdeutschen Presse kritiklos hinnehmen, dann müßte man glauben, Kaiser Wilhelm habe damit zumindest den Mittelpunkt der Welt in seinen Besitz gebracht. Nun weiß aber doch jeder halbwegs Gebildete, auch wenn er sonst kein Berufspolitiker ist, daß heutzutage die Weltachse — oder richtiger: die Achse des Welthandels — durch den Suezcanal führt und daß die Samoa-Inseln von dieser Weltachse sehr weit entfernt liegen. Ja noch mehr: gerade nach dem Suez-Canal hin hat die deutsche Reichspolitik England gegenüber ihre hier seit Jahren ohnehin in stetiger Verschlechterung befindliche Position durch den Samoa-Vertrag

neuerdings geschwächt, weil sie darin die bisherige Exterritorialität der deutschen Farmen auf Sansibar preisgab, nach dem Helgoland-Vertrage vom Juni 1890 das letzte noch übrig gebliebene Bollwerk gegen die britische Umklammerung des deutschen Colonialbesitzes in Ost-Afrika. Das bessere Geschäft hat also auch diesmal wieder England gemacht, weil es jetzt im Sinne seiner Losung „vom Cap bis zum Nil" wieder einmal um einen ausgiebigen Schritt nach vorwärts gelangt ist und ungehindert verwirklichen kann, was schon vor neun Jahren Fürst Bismarck in seiner Anrede an die Kasseler Huldigungsdeputation mit Besorgniß als die logische Folge des Helgoland-Vertrages bezeichnet hat. Den wahren Werth des Samoa-Vertrages kennzeichnete wohl am richtigsten die betreffende Stelle aus der Rede Salisbury's beim heurigen Lord Mayors Bankett: „Samoa an und für sich ist eine nicht sehr bedeutende Sache. Ich weiß nicht, warum Deutschland auf die cedirten Inseln so viel Werth legte; aber es legte Werth darauf, und ich war froh, seine Wünsche befriedigen zu können, ohne den englischen Interessen im geringsten zu schaden." Fürwahr: Deutschland ist trotz seiner „freien Hand" schon außerordentlich genügsam geworden, wenn es solche „Erfolge" auch noch bejubelt.

Geradezu bedenklich erscheint die „freie Hand", wenn man sie im Lichte des Potsdamer Zarenbesuches und der Englandreise des Deutschen Kaisers betrachtet. In Kiel hat der Kaiser knapp vor seiner Abreise erklärt, ein weiteres Hinausschieben des längst schon zugesagten „Familienbesuches" hätte nachgerade einen beleidigenden Charakter angenommen. Das zwingt zur Schlußfolgerung, daß man in England auf diesen Besuch gerade jetzt viel Werth gelegt, den Kaiser an die Einlösung seines Versprechens vielleicht sogar sehr dringend gemahnt hat. Letzteres pflegt ja in der Politik mitunter vorzukommen. Jüngst erst wurde beispielsweise in London und Paris durch publicistische Agenten des russischen auswärtigen Amtes, die als solche allgemein bekannt sind und deren Beziehungen zu Rußland weder von ihnen selbst noch von ihren Auftraggebern geleugnet werden, die Behauptung verbreitet, daß sich der Zar sehr lange gegen den Potsdamer Besuch gesträubt und sich dazu erst dann entschlossen habe, als die immer dringender gewordene Form der an ihn ergangenen Einladungen ein weiteres Sträuben geradezu als eine Beleidigung hätte erscheinen lassen. Mit der England-

reise des Kaisers verhält es sich vielleicht ebenso. Ein gewaltiger Unterschied besteht aber trotzdem: Zwischen dem Zar und dem Kaiser hat sich seit Jahren nichts geändert; denn der Erstere ist durch den Potsdamer Besuch „denselben traditionellen Gefühlen, die auch seinen Vater beseelten" (Zarentoast in Breslau 1896) ebensowenig untreu geworden, wie Kaiser Wilhelm seiner bisherigen Stellung zum Zar, dem er diesmal beim Verlassen des Waggons sogar höchsteigenhändig den Fußschemmel hielt. Zwischen dem deutschen Kaiser und der Königin von England — (zwischen den Regenten zweier Staaten, nicht zwischen Großmutter und Enkel) — hat sich aber seit der berühmten Depesche an den Präsidenten Krüger viel geändert; sogar so außerordentlich viel, daß die Englandreise des Kaisers, im jetzigen Zeitpunkte unternommen, den Eindruck eines „Canossaganges" macht. Er selbst scheint das ebenfalls empfunden zu haben. Darauf deutet zumindest seine Kieler Erklärung hin; vielleicht aber auch eine Reihe anderer Umstände, nämlich daß die Reise zuerst durch geraume Zeit in Frage gestellt, später von den Ergebnissen des Potsdamer Zarenbesuches abhängig gemacht und als wirklich bevorstehende Thatsache erst knapp vor diesem letzteren endgiltig angekündigt wurde. Ob Herr v. Bülow den Kaiser begleiten soll, wurde überhaupt erst nach dem Zarenbesuche erwogen und entschieden. Leicht scheint nach alledem diesmal der Entschluß zur Reise nicht gewesen zu sein; unternommen wurde sie aber doch, ja schließlich sogar in Begleitung des verantwortlichen Leiters der auswärtigen Reichspolitik. Wo ist da die „freie Hand"?!

Thatsächliche Ergebnisse ihres Waltens sehe ich auf keiner Seite. Wohl aber merke ich an der ganzen Richtung der heutigen Reichspolitik, daß ihr die Hand Bismarck's fehlt. Die Folgen der Entlassung des Fürsten Bismarck vor neun Jahren und der damit innig zusammenhängenden Nichterneuerung des russischen Rückversicherungsvertrages, — (man weiß ja nicht einmal heute genau, was von beiden eigentlich als Ursache und was blos als Wirkung zu betrachten ist,) — kurz, die Folgen des „neuen Curses" sind jetzt schnittreif geworden: schnittreif für England. Das ist meine Meinung über die actuelle Sachlage.

VII.

Die Entwicklung der Beziehungen Deutschlands zu England und Rußland im neunjährigen Zeitraume von der Entlassung des Fürsten Bismarck bis zum jetzigen Transvaalkrieg, wird für alle Zeiten eine der wechselvollsten, interessantesten und lehrreichsten Geschichtsepisoden bleiben.

Der erste weltgeschichtliche Markstein des „neuen Curses" ist der Helgoland-Vertrag, veröffentlicht im „Reichsanzeiger" am 17. Juni 1890, nicht ganz drei Monate nach Bismarck's Entlassung. In der öffentlichen Meinung Deutschlands fand er zwar keine günstige Aufnahme; umso zufriedener waren dagegen der Kaiser und die Reichskanzlei mit sich selbst. Hatten sie doch die Freundschaft Englands gewonnen! Sehr bald fielen aber die ersten Wermuthtropfen in den Freudenbecher. Schon am 4. Februar 1891 sah sich der neue Reichskanzler v. Caprivi bemüssigt, in öffentlicher Reichstagsrede die Ursache der Wirren in Deutsch-Südwestafrika ausdrücklich britischen Machinationen zuzuschreiben. Trotzdem zweifelte er nicht an der staatsmännischen Richtigkeit des Helgoland-Vertrages; denn schon am nächsten Tage hielt er abermals eine lange Reichstagsrede, diesmal dem Beweise gewidmet, daß Fürst Bismarck's Colonialpolitik einen Irrweg gewandelt war, weil sie das Aufblühen der Colonien durch Kaufleute und rührige private Unternehmungslust zu impulsiren suchte, während nach Caprivi's Meinung für diesen Zweck die Corporale und der Amtsschimmel ganz unvergleichlich wichtiger waren. Den naturgemäßen Verlauf vermochten aber schließlich auch sie nicht aufzuhalten. Ueberall in den deutschen Colonien machte sich alsbald die Hand Englands unangenehm fühlbar. Im Jahre 1892 mußte den Engländern im Damaraland der Daumen aufs Auge gesetzt werden; das nächste Jahr brachte die Meuterei in Kamerun; und im Jahre 1894 mußte Deutschland im Verein mit Frankreich und der Pforte gegen den Vertrag England und des Congostaates (Artikel 3, gegenseitige Gebietsverpachtungen betreffend) officiell protestiren. Die britenfreundliche Politik der leitenden Kreise Deutschlands hatte sich gründlich in eine Sackgasse verrannt und mußte es als einen großen Glücksfall betrachten, daß ihr der nun beginnende chinesisch-japanische Krieg wieder einen Ausweg bot

Die deutsch-englischen Beziehungen traten in ein neues Stadium. Angelehnt an Rußland und Frankreich, deren Inter-

essen in Ostasien durch die englisch-japanische Freundschaft bedroht waren, nahm man jetzt auch in Berlin den Engländern gegenüber eine herrische Miene an. Viel Werth wurde deshalb ganz selbstverständlich auf eine Wiederannäherung an Rußland gelegt. Unter Anderem übersendete der Kaiser im October 1895 durch seinen Flügeladjutanten v. Moltke dem Zar ein Handschreiben und ein selbstentworfenes Bild: „Die gelbe Gefahr. Die Culturvölker Europas von der gelben Rasse bedrängt." Ich weiß nicht, welche Aufnahme dieses Bild in Petersburg gefunden hat und ob ihm in einem der Paläste des Zars ein besonderer Ehrenplatz eingeräumt wurde. Bekannt ist mir jedoch aus den seinerzeit im Münchener „Ausland" veröffentlichten und mir noch erinnerlichen Berichten über die Thätigkeit des berühmten Asienvaters, Generalstabsobersten N. M. Przewalskij, daß die leitenden Kreise Rußlands weit mehr geneigt sind, über die „gelbe Gefahr" zu spotten, als sie zu überschätzen. In der deutschen Reichskanzlei scheint man dagegen von der „gelben Gefahr" sehr günstige Rückwirkungen auf ein dauerndes Zusammengehen Deutschlands mit Rußland erhofft zu haben. Diese Hoffnung, mit deren Verwirklichung man wieder England gegenüber „freie Hand" bekommen hätte, fand auch Ausdruck durch das Telegramm des Kaisers an den Präsidenten Krüger nach dem Mißglücken des von Dr. Jameson unternommenen Flibustierzuges (3. Jänner 1896).

Schon im Jahre 1896 mehrten sich jedoch die Anzeichen, daß Kaiser Wilhelms Liebeswerben um die Freundschaft des Zars keinen Erfolg haben werde. Und nach dem Besuche des Kaisers Franz Josef in Petersburg (April 1897) war das totale Scheitern dieser Bewerbungen außer jeden Zweifel gestellt. Es war zu irgendwelchen Abmachungen Rußlands mit Oesterreich-Ungarn gekommen, deren Inhalt zwar bis heute noch nicht genau bekannt, in einer späteren Enthüllung der „Frankfurter Zeitung" (16. Mai 1898) aber sehr wahrscheinlich annähernd richtig gekennzeichnet ist. Uebrigens mag was immer abgemacht worden sein, jedenfalls ist dadurch jene Situation geschaffen, welche Fürst Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" vorausgesehen hat:

„In der Beurtheilung Oestreichs ist es auch heut noch ein Irrthum, die Möglichkeit einer feindseligen Politik auszuschließen, wie sie von Thugut, Schwarzenberg, Buol, Bach und Beust ge-

trieben worden ist. . . . . Die Anwandlungen, ähnliche Wege einzuschlagen, werden für jetzt durch die persönliche Ehrlichkeit und Treue des Kaisers Franz Josef niedergehalten, aber seine Garantie ist eine rein persönliche, fällt mit dem Personenwechsel weg, und die Elemente, die die Träger einer rivalisirenden Politik zu verschiedenen Epochen gewesen sind, können zu neuem Einflusse gelangen" (II, 255). . . . . „Die Bürgschaft, die diesen Möglichkeiten gegenüber in der Person des heutigen Kaisers von Oestreich und Königs von Ungarn liegt, steht, wie gesagt, auf zwei Augen; eine voraussehende Politik soll aber alle Eventualitäten im Auge behalten, die im Reiche der Möglichkeit liegen" (II, 256)... „Eine Coalition wie im siebenjährigen Kriege gegen Preußen, von Rußland, Oestreich und Frankreich, vielleicht in Verbindung mit anderen dynastischen Unzufriedenheiten, ist für unsere Existenz ebenso gefährlich und, wenn sie siegt, für unseren Wohlstand noch erdrückender als die damalige". (II, 257) . . . . „Gelingt es der russischen Politik, Oestreich zu gewinnen", — (es ist da von den russischen Orientplänen die Rede) — „so ist die Coalition des siebenjährigen Krieges gegen uns fertig, denn Frankreich wird immer zu haben sein" . . . . „Das Feld, auf dem Rußland Anerbietungen machen kann, ist ein sehr weites; nicht nur im Orient auf Kosten der Pforte, sondern auch in Deutschland auf unsere Kosten" (II, 264).

Durch die Erfolglosigkeit der Berliner Wiederannäherungsversuche an Rußland wurden die Beziehungen Deutschlands zu England abermals in ein neues Stadium gedrängt. Mit der „herrischen" Miene ging's nicht mehr. Man war gezwungen, sich zu England in ein Verhältniß gegenseitigen Wohlwollens zu setzen, ja sogar den Engländern ein Bündniß mit Deutschland auf der Grundlage des „do ut des" als möglich und erstrebenswerth erscheinen zu lassen. England war damals vollständig isolirt; Deutschland hatte dagegen noch eine Anlehnung am Dreibund, in welchem es allerdings seit der Annäherung Rußlands an Oesterreich-Ungarn weitaus nicht mehr jene führende Stellung einnahm, wie zur Zeit des Fürsten Bismarck. Immerhin befand sich aber Deutschland noch in einer weit günstigeren internationalen Situation als England mit seiner „splendid isolation". Man konnte folglich in Berlin auf die britischen Bündnißanerbietungen ruhig warten. Hand in Hand mit dieser Politik ging das Streben des Kaisers Wilhelm, sich in ein erträglicheres

Verhältniß zu Frankreich zu setzen, weil England für ein Bündniß mit Deutschland einen umso höheren Preis zahlen und mit seinem Anbot umso früher herausrücken mußte, je weniger Deutschland durch festländische Machtrivalitäten bedroht erschien. Die erwähnenswerthesten Merkmale dieses Stadiums der britisch-deutschen Beziehungen sind: die Besetzung von Kiaotschau; das Abkommen über die seinerzeitige Auftheilung der portugiesischen Colonien in Afrika; die Jause französischer Seecadetten an Bord der „Hohenzollern"; das Telegramm des Kaisers an Lord Kitchener nach dem Einmarsche in Khartum, sowie die An- und Absage der Kaiserreise nach Aegypten; und — last not least — die Flottenpläne des Kaisers.

Das Verhängniß, welches über der auswärtigen Politik des „neuen Curses" waltet, machte auch jetzt wieder einen dicken Strich durch die Rechnung der Berliner Staatsmänner. Der spanisch-amerikanische Krieg brach aus. Man sagt, England habe die Amerikaner gegen Spanien aufgestachelt. Thatsache ist, daß sie durch den Krieg einen für sie werthvollen Verbündeten gewannen, weil eine „imperialistische" Politik Nordamerikas nur im Bunde mit England auf Erfolge rechnen kann. Ob die Amerikaner mit dieser Politik sich selbst genützt haben, bleibt abzuwarten; denn meines Erachtens führt sie zur Schaffung einer größeren Armee von „Berufssoldaten" mit ehrgeizigen Generalen: für Republiken eine mitunter lebensgefährliche Sache. Den Engländern wurde jedoch durch das Eintreten Nordamerikas in die weltpolitischen Machtrivalitäten ganz zweifellos genützt. Und auch für Deutschland hatte es unmittelbar wirkende Folgen; denn England war jetzt unabhängiger vom Wohlwollen der Berliner Politik, es brauchte sich dort mit Bündnißanerbietungen nicht zu übereilen, ja, es konnte vielleicht sogar erreichen, daß Deutschland selbst ein diesbezügliches Angebot macht.

Abermals folgte eine neue Phase der britisch-deutschen Beziehungen: die Zeit der von England ausgehenden kleinen Chicanirungen Deutschlands, um es so mürbe zu machen, daß es schließlich selbst um ein Bündniß bittet. Dazu benützte man Samoa. Ein kleines Mißverständniß war dort bald erzeugt, und Deutschland bekam die Bitternisse der diplomatischen Isolirung in einer vorerst kleinen Dosis zu kosten. Hätte sie nicht genügt, dann wäre vermuthlich auch noch eine etwas herbere „afrikanische" Pille gefolgt. Aber das war nicht mehr nothwendig. John Bulls

wiedergefundener Stiefbruder Jonathan bemühte sich nach beiden Seiten; und so hatte es schließlich mit der einen Dosis sein Bewenden. Deutschland muß ja seit der Verständigung Rußlands mit Oesterreich-Ungarn ohnehin auch mit der Eventualität rechnen, daß vielleicht eines Tages die Dreibundverträge nicht mehr erneuert werden. Kaiser Wilhelm ist folglich gezwungen, nach anderen Anlehnungen zeitgerecht Auslug zu halten. Daß England, wenn es will, auch eine „Gönnerhand" zu bieten vermag, hat Lord Salisbury im Samoa-Vertrag schon einige Tage vor der Englandreise des Kaisers klugerweise leise ahnen lassen.

Und so kam es denn, daß jetzt an dem Tage, an welchem der Deutsche Kaiser als Gast den Boden Englands betrat, die „Times" in ihrem Begrüßungsartikel schreiben konnten: „Jedermann weiß, daß Deutschland im Hinblick auf gewisse continentale Möglichkeiten wiederholt unsere Actionsfreiheit zu binden gesucht hat, während Niemand sagen kann, daß jemals wir unsererseits ein solches Arrangement Deutschland aufdrängen wollten. Wir waren nie in der geringsten Gefahr, in den Besuch des Deutschen Kaisers ein einziges Wort mehr hineinzulegen als er bedeutet; aber obwohl solche Besuche keine Engagements bedingen, so sind sie doch von bedeutendem Nutzen, indem sie gute Beziehungen befestigen und die gegenseitige Kenntnis von Souveränen und Staatsmännern fördern. Es ist jedenfalls erfreulich, daß der Deutsche Kaiser und die deutschen Staatsmänner endlich zur Einsicht gekommen sind, daß die deutsche Colonialausdehnung nur in gutem Einvernehmen mit England fortschreiten könne" ..... Was die „Times" da als Willkommsgruß schreiben, ist eigentlich eine Unverschämtheit; aber im Grunde genommen leider auch die Wahrheit. Wer hätte es zur Zeit des Fürsten Bismarck für möglich gehalten, daß das führende Blatt Englands überhaupt jemals einem als Gast in's Land kommenden Deutschen Kaiser diesen Gönnerton bieten dürfte?? Geschweige denn anderthalb Jahre nach Bismarck's Tod!

Von Stufe zu Stufe — das ist das Verhängnis des „neuen Curses". Aber es mußte so kommen. Nach dem 20. März 1890, diesem unverlöschbaren Merktag des himmelschreiendsten Undanks, hätte man ja an der ewigen Gerechtigkeit Gottes zweifeln müssen, wenn es anders gekommen wäre.

VIII.

Die Ursache des großen Unterschiedes zwischen der Politik des Kaisers Wilhelm II. und jener des Fürsten Bismarck, zwischen dem „neuen" und dem „alten" Curs, läßt sich nur mit psychologischen Erwägungen erklären.

Fürst Bismarck hat den Aufbau des neuen deutschen Reiches vom Fundament auf geleitet. Er wußte folglich genau, wo der Bau auf festem, wo dagegen auf preßbarem Boden stand; und des Gedankens daran ist er nie mehr los geworden: die Sorge um das Fundament hat ihn zeitlebens beherrscht. Nur aus diesem Grunde sträubte er sich durch lange Zeit gegen die Colonialbestrebungen und hörte selbst dann, als er dem allgemeinen Drängen endlich nachgab, doch niemals auf, vor dem Uebermaß zu warnen; vor der Sucht, Weltpolitik auf Kosten der europäischen Politik zu treiben. Und nur aus diesem Grunde legte er neben dem Bündnisse mit Oesterreich einen so großen Werth auf den Rückversicherungsvertrag mit Rußland.

Anders der Kaiser Wilhelm. Er sah das Werk Bismarck's erst nach der Vollendung. Ihn drückten deßhalb auch nicht die schließlich doch so glücklich überwundenen Fundirungssorgen. Seine Sorge war ausschließlich auf die Verwerthung des herrlich gediehenen Baues gerichtet. Als aber der alte Werkmeister, vor einer Ueberlastung gefährdeter Stellen warnend, abermals auf seine Fundirungssorgen zurückkam, wurde er sammt seinen „Grillen" unsanft beiseite geschoben. Denn so Großes der Alte auch geschaffen hatte: er verstand doch nicht mehr den Zug der neuen Zeit und störte jetzt mit seinen antiquirten Bedenken nur den kühnen Gedankenflug des neuen Herrn.

Aehnliches wiederholt sich im bürgerlichen Leben täglich, weil die aufstrebende Jugend impulsiver ist, als das absterbende Alter. Und es wäre traurig um die Menschheit bestellt, wenn dieser Fortschrittsdrang nicht ununterbrochen lebendig wirksam bliebe. Begreiflich und verzeihlich sind deshalb auch die Uebereilungen des „neuen Curses", blos Eine ausgenommen: das pietätlose Hinwegsetzen über die vom Kaiser Wilhelm I. noch am Todtenbette ausgesprochene Mahnung, das gute Einvernehmen mit dem Zar niemals zu gefährden. Aber gerade diese Pietätlosigkeit ist die alleinige Ursache der Entlassung des Fürsten Bismarck und des seitherigen Niederganges von

Stufe zu Stufe, bis zur Canossafahrt nach Windsor gerade jetzt, während die Boers gegen Englands Perfidie einen Verzweiflungskampf auf Leben und Tod auskämpfen.

IX.

„Es ist unvernünftig und ruchlos" — schreibt Fürst Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" (II, 257) — „die Brücke, die uns eine Annäherung an Rußland gestattet, aus persönlicher Verstimmung abzubrechen."

Ist diese Brücke jetzt wirklich und endgiltig abgebrochen?? Seit dem Jahre 1896 scheint das, soweit die persönlichen Momente in Erwägung treten, hauptsächlich die Gefühle des Zars, auf Jahre hinaus der Fall zu sein; vielleicht auf so lange, als die jetzt lebende Generation überhaupt politisch thätig bleibt. Damals, im Jahre 1896, war die Möglichkeit einer Wiederannäherung gegeben. Sie hätte jedoch zur Vorbedingung gehabt, daß Kaiser Wilhelm die Zusicherung gibt, sich auf dem Gebiete der internationalen Politik fortab den Rathschlägen des Fürsten Bismarck zu fügen. Erläuternd erinnere ich hier daran, daß im November 1896 die „Bank- und Handelszeitung" die Nachricht brachte, der Zar habe nach dem Besuche beim Kaiser auch den Alt-Reichskanzler in Friedrichsruh besuchen wollen; und daß sogar der „Reichsanzeiger" sich bewogen fand, diese Nachricht zu dementiren. Die Nachricht selbst ist jedoch glaubwürdiger als das Dementi. Das beweist schon der Breslauer Toast des Zars, er sei „von denselben traditionellen Gefühlen beherrscht wie sein Vater". Zar Alexander III. hatte nämlich unbedingtes Vertrauen in die Stetigkeit der Bismarck'schen Politik, dagegen sehr viel Mißtrauen gegen die sprunghaften Entschlüsse des Kaisers. Das Uebrige sagt die Thatsache, daß sich Fürst Bismarck um dieselbe Zeit verpflichtet fühlte, alle Welt mit dem Hinweise auf einen früher bestandenen russischen Rückversicherungsvertrag zu überraschen und diese Mittheilung zur öffentlichen Discussion zu stellen. Es bedarf wohl keines umständlichen Beweises dafür, daß damals ein Canossagang nach Friedrichsruh für den Kaiser Wilhelm weit weniger demüthigend, wohl aber dem Deutschthum viel nutzbringender gewesen wäre, als der jetzige Canossagang nach Windsor, den er sich damit zuverlässig erspart hätte.

Das über die persönlichen Momente. Was die sachlichen Momente betrifft, nämlich die Frage, ob die politischen Interessen Rußlands eine Wiederannäherung an Deutschland möglich oder wahrscheinlich machen, tritt das Petersburger Uebereinkommen vom April 1897 concurrirend in Erwägung. Die Frage lautet demnach: Wer wäre im Wettbewerbe der Wiener und der Berliner Politik um die russische Freundschaft für Rußland der gefährlichere Feind und wer ist sein zuverlässigerer Freund?

Der gefährlichere Feind für Rußland wäre Oesterreich-Ungarn. Schon vermöge seiner geographischen Lage. Seit Rußland weltpolitische Ziele am Gestade des Stillen Oceans, am Hindukusch, am persischen Golf und, wegen der Straße Bab el Mandeb, auch in Abessynien anstrebt, braucht es im europäischen Orient, namentlich an den Dardanellen, Ruhe und ungestörten Genuß der daselbst seit anderthalb Jahrhunderten mühsam erzielten Erfolge. Jede ernstliche Gefährdung des hier mit so schweren Kämpfen und so langsam Errungenen, unterbindet die Möglichkeit neuen Erringens an anderen Orten. Und die für Rußland in dieser Hinsicht gefährlichste Combination wäre ein Orient-Dreibund Oesterreich-England-Türkei, wie er zur Zeit der herzegovzisch-montenegrinischen Wirren (Luka Vukalovics) in den Jahren 1857—1862 und während der kretisch-griechischen Wirren am Ende der Sechziger-Jahre thatsächlich bestand. Gewitzigt durch diese Erfahrungen hat sich Rußland deshalb auch, bevor es seinen letzten Türkenkrieg wagte, in erster Linie mit Oesterreich-Ungarn verständigt (Reichsstadt, Juli 1876). Die Gefahr der Combination Oesterreich-England-Türkei ist für Rußland deshalb so bedrohlich, weil es zur Abwehr keine brauchbaren Verbündeten in Europa fände. Daß die süddeutschen Fürsten und Stämme absolut niemals zum Losschlagen gegen Oesterreich im Dienste Rußlands zu haben wären, ist ohneweiters klar; und Norddeutschland, wo die Neigung dafür vielleicht doch noch eher vorausgesetzt werden könnte, kann durch England allein, oder gar im Bunde mit den Süddeutschen, sehr leicht im Zaume gehalten werden. Frankreich dagegen wäre vom Schauplatze der Ereignisse zu weit entfernt, um werkthätig eingreifen zu können; sogar seine Flotte wäre machtlos, wenn Italien auf Seite Englands stünde, was als außerordentlich wahrscheinlich gelten muß. Und nicht einmal in den kleinen Balkanstaaten fände Rußland Hilfe, weil deren

Rivalitäten zu groß sind, als daß sie, wenn es die entscheidende Wahl zwischen Oesterreich und Rußland gilt, jemals auf einer Seite vereint stünden; sie würden sich folglich gegenseitig paralisiren. Kurz: gegen einen Orient-Dreibund Oesterreich-England-Türkei bliebe Rußland unter allen Umständen gänzlich isolirt. Ohne Oesterreich kann aber auch England im europäischen Orient absolut nichts unternehmen.

Was hat dagegen Rußland von Deutschland zu fürchten? Gar nichts. Zunächst schon deshalb nicht, weil es an der deutschen Grenze überhaupt keine verwundbaren Punkte hat; denn die preußische Polenpolitik ist gewiß nicht darauf eingerichtet, den Russen bange zu machen. Weiters ist Frankreich immer bereit, einen großen Theil der deutschen Streitkräfte von der russischen Grenze abzuziehen. Endlich hat Fürst Bismarck jahrzehntelang dafür gesorgt, daß die öffentliche Meinung Deutschlands für einen Angriffskrieg gegen Rußland nicht leicht zu haben wäre; am allerwenigsten in Süddeutschland, wo die russische Grenze so fern, die französische dagegen so nahe ist.

Oesterreich-Ungarn ist aber auch der zuverlässigere Freund Rußlands, sobald sich diese beiden Mächte nur einmal über die Abgrenzung ihrer Interessensphären auf der Balkanhalbinsel verständigt haben, was gar nicht schwer fällt, weil die Demarcationslinien durch den Timokfluß und die Struma einerseits, durch die Flußläufe des Schwarzen Drim und oberen Lim, dann durch die Gebirgssysteme des Volujak und Orjen andererseits, von der Natur gegeben sind. Deutschland dagegen, welches selbst Weltpolitik treibt, in China eine Interessensphäre schon besitzt und jetzt im Begriffe steht, sich in Anatolien und am persischen Golf eine solche zu schaffen, bleibt immer ein Rivale Rußlands; und es mag diese Rivalität jahrelang, ja jahrzehntelang schlummern, ausbrechen kann sie doch immer wieder über Nacht. Für Oesterreich-Ungarn jedoch, welches keine Weltpolitik treibt und eine solche — so Gott will! — auch niemals treiben wird, blos den Suez-Canal und den Nil ausgenommen, besteht nirgends am Erdenrund für einen Conflict mit Rußland auch nur die Möglichkeit, geschweige gar die Wahrscheinlichkeit. Denn am Nil und am Suez-Canal sind eben die natürlichen Interessen beider Staaten durchaus identisch.

Ist also Oesterreich-Ungarn für Rußland im Lager der Gegner der weit gefährlichere Feind, im russischen Lager dagegen

der weit zuverlässigere Freund, so liegt es ganz selbstverständlich auch außer allem Bereiche der Wahrscheinlichkeit, daß sich Rußland jemals wieder zu Abmachungen mit dem Berliner Cabinet auf Kosten Oesterreichs einläßt. Denn die Verbitterungen wegen des Krimkrieges und des Berliner Congresses sind heute nicht mehr jener wichtige politische Factor, der sie zur Zeit Bismarck's waren.

Bleibt also noch die polnische Frage, die ja thatsächlich schon einmal, im Jahre 1863, hart an die Grenze einer russischen Kriegserklärung gegen Oesterreich geführt hat („Gedanken und Erinnerungen", I, 311).

Vor vier Jahren erschien eine Brochure unter dem Titel „Russisch-polnische Beziehungen" (Leipzig 1895, bei E. L. Kasprowicz). Sie bringt zahlreiche Beispiele dafür, wie man in Rußland die Polen durch recht kleinliche Chicanirungen ganz zwecklos verbittert, nämlich in Dingen, welche für den russischen Staatszweck absolut gleigiltig sind; und sie stellt sehr bescheidene Forderungen für die Beruhigung der Polen auf, Forderungen, die seit dem Regierungsantritte des Zars Nikolaus II. sogar schon größtentheils verwirklicht wurden. Ihre Schlußworte lauten: „Geschieht dieses, werden die zwei wichtigsten slavischen Nationen unter einem Monarchen und einem Szepter brüderlich vereint, so wird damit der Grund gelegt sein, auf welchem dauernder Friede, ungeahnte culturelle Entwicklung und ungeahnter Fortschritt des russischen Reiches, sowie Befestigung und Ausbreitung slavischer Civilisation fußen können." Mit dem letzteren Appell ist sichtlich auf eine energische russische Expansion in Asien hingewiesen. Das Interessanteste an der Broschüre ist der Name des Verfassers. Er nennt sich „Graf Leliwa". Ich durchsuchte mehrere Jahrgänge des Gotha'schen Almanachs wegen dieses Namens vergeblich; endlich fand ich ganz zufällig das Wort „Leliwa" als — Wappenwort der Grafen Goluchovski.

X.

Tout comprendre c'est tout pardonner — „Alles begreifen, heißt Alles verzeihen." Dem jetzigen verantwortlichen Leiter der deutschen Reichspolitik darf man keinen Vorwurf daraus machen, daß die Boers in ihrem Verzweiflungskampfe gegen das perfide Albion von der deutschen Reichspolitik wortbrüchig und treulos (beides im Hinblicke auf das kaiserliche

Telegramm vom 3. Jänner 1896) im Stiche gelassen wurden, die officiellen Berliner Kreise sich sogar dagegen sträubten, daß für die Boers ein Sanitäts-Hilfszug (!) ausgerüstet werde. Die Ursache dieses Verhaltens, welches dem deutschen Namen leider nicht zur Ehre gereicht, liegt tiefer — oder steht höher. Wie man will. Sie liegt im Rückgange der internationalen Machtstellung des Berliner Cabinets von dem Tage ab, an welchem die kluge Bündnißpolitik des Fürsten Bismarck durch eine chauvinistisch-unüberlegte Jingopolitik ersetzt wurde, welche ihr Bestes gethan zu haben glaubte, wenn sie in überquellendem Machtgefühl aller Welt die Faust unter die Nase hielt.

Man müßte blind und taub gegen die uns umgebenden Thatsachen sein, wenn man sich auch jetzt noch, nach der Ergebnißlosigkeit des Zarenbesuches in Potsdam und der Windsorfahrt des Deutschen Kaisers, der Erkenntniß verschließen könnte, daß nunmehr jene internationale Constellation thatsächlich eingetreten ist, welche Fürst Bismarck stets, auch noch in seinen „Gedanken und Erinnerungen" (II, 248—259), als die gefährlichste für den Fortbestand seines Lebenswerkes bezeichnet hat. Die seit einem Menschenalter schon nahezu „traditionell" gewordene Verbindung des Berliner und des Petersburger Cabinets ist gelöst; dagegen ist die Annäherung zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland vollzogen, trotz der Hindernisse, welche seit einem Menschenalter der Krimkrieg, die Polenfrage, der Berliner Vertrag, sowie Stamboloff und Milan, zwischen diesen beiden Staaten aufgethürmt hatten. Jetzt erst begreift man eigentlich, warum Fürst Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen" (II, 235) den Satz niedergeschrieben hat: „Zu den Bedenken über die östreichisch-deutschen Beziehungen kommt auch der Mangel an Augenmaß für politische Möglichkeiten, infolgedessen das deutsche Element in Östreich die Fühlung mit der Dynastie und die Leitung verloren hat, die ihm in der geschichtlichen Entwicklung zugefallen war" .... Und jetzt erst begreift man auch den vollen Sinn jener Worte, welche er, — dessen vorschauender Geist und genauer Einblick in die Irrwege des „neuen Curses" diese Entwicklung der Dinge schon damals voraussah, — am 15. April 1895 an die ihm huldigenden Steirer richtete:

„Je stärker der Einfluß der Deutschen in Oesterreich sein
„wird, desto stärker werden auch die Beziehungen des deutschen
„Reiches zu Oesterreich sein. Sie, die Deutschen des Ost-Reiches,

„können es nicht über ihr Gewissen und ihr Gefühl bringen, „zum Kampfe zu treiben gegen das deutsche West-„reich. Ich hoffe, Sie werden es aber über Ihr Gefühl „bringen, den Frieden zwischen dem alten Ost-Reich und dem „alten West-Reich dadurch zu pflegen, daß Sie sich in mög-„lichst engen und einflußreichen Beziehungen „zu Ihrer ursprünglich deutschen Dynastie er-„halten. Die Dynastie ist schließlich doch für die auswärtigen „Beziehungen eines jeden Reiches, so lange sie überhaupt be-„steht — und daß sie lange und dauernd besteht, wird Ihrer „Aller Wunsch sein — also so lange sie besteht, ist sie doch „der einflußreichste Factor in der Wahl der auswärtigen Be-„ziehungen. Meine Herren! Sie können Ihr Wohlwollen für „Ihre Stammesgenossen im deutschen West-Reiche nicht wirk-„samer bethätigen, als indem Sie Ihre Beziehungen „zur eigenen Dynastie pflegen; und mehr von der Seite „des Gemüths pflegen, wie von der des Verstandes und der „juristischen Argumente. Ich habe in Sr. Majestät Ihrem „Kaiser, mit dem ich seit 1852 in directen geschäftlichen Be-„ziehungen gestanden habe, wo ich zuerst eine Zeit lang „preußischer Gesandter in Wien war, immer ein deutsches „Herz und die Spuren deutscher Abstammung gefunden .... „Ich möchte Ihnen dringend empfehlen, pflegen „Sie Ihre Beziehungen zur Dynastie in höherem „Maße, als es mitunter in der Vergangenheit „geschehen ist".

XI.

Wegen des Transvaalkrieges war das Londoner Cabinet bemüssigt, auf der Canossafahrt des Deutschen Kaisers zu beharren; diese letztere wieder hat, im Vereine mit der Ergebnißlosigkeit des Potsdamer Zarenbesuches, die vollständige Isolirung Deutschlands am europäischen Continent offenkundig gemacht; und diese Isolirung endlich stellt an die politische Klugheit unserer deutschen Parlamentsparteien weit höhere und wichtigere Anforderungen, als jemals seit 1871. Das ist der logische Zusammenhang, in welchem zwei einander scheinbar so fremde Dinge, wie der Transvaalkrieg und die deutsche Parteipolitik im Wiener Reichsrath, thatsächlich stehen. Werden unsere deutschen Parlamentarier diesen Zusammenhang begreifen?!

Das Nothwendigste für eine friedliche und gedeihliche Zukunft des Gesammt-Deutschthums im Rahmen der bestehenden, auf viele Jahre hinaus unabänderbar gegebenen internationalen Machtverhältnisse, ist jetzt das Bestehen einer wirklich „deutsch-nationalen" Partei in Bismarck'schen Sinne in Oesterreich, nämlich einer ehrlich deutschgesinnten und zugleich ehrlich staatstreuen Partei. Jede Felonie ist undeutsch!

Vier Dinge sind es hauptsächlich, an denen unser deutsches Parteileben krankt. Zunächst die Zersplitterung in Fractionen und Fractiönchen, welche sich in kleinlicher, rein persönlicher Scheelsucht möglichst feindlich gegenüberstehen. So geschlossen, wie beispielsweise die Czechen und Polen, sind die deutschen Parteien nicht. Das mag seinen Grund in der germanischen Individualisirungssucht haben, einer Folge des unabänderbar angestammten Rassencharakters. Sonderbarerweise fehlt es dabei aber gerade uns individualisirenden Germanen an wirklichen politischen Individualitäten: an Männern, welche den Muth haben, dem manchmal ganz sinnlosen Geschrei der Massen mit festen Ueberzeugungen entgegenzutreten, belehrend statt verhetzend zu wirken und die Massen zu führen statt sich von ihnen gedankenlos schieben zu lassen. Als Kennzeichen politischen Muthes gelten bei uns meist nur die „saftigen" Phrasen nach oben. Sehr mit Unrecht! Denn zur Grobheit unter dem Schutze der Immunität bedarf es keiner Courage. Es fehlt uns weiters an einer wirklich deutschen Presse. Die deutsch geschriebenen Blätter Oesterreichs sind entweder Judenblätter, oder sie sind antisemitisch. Beide stellen sonach eigentlich nur die jüdischen Interessen in den Mittelpunkt des öffentlichen Lebens: die Einen um sie zu fördern, die Anderen um sie zu bekämpfen. Ein „judenreines" Blatt, in dessen Mittelpunkt die deutschen Interessen stünden, existirt nicht. Und schließlich fehlt es aus allen diesen Gründen unseren deutschen Parteien auch an staatsmännischen Programmen. Dieser Umstand hat zu dem jetzt so allgemein verbreiteten Irrglauben geführt, daß die Achtung und der Einfluß einer Partei dort, wo die Weltgeschichte eigentlich gemacht wird, mehr vom Brustumfange als von Argumentationen ihrer Redner abhängt.

Leider stehen der Schaffung einer einheitlichen Partei schier unüberwindliche Hindernisse im Wege. Vor Allem der Juden-

punkt. Den vor eilf Jahren vom Herrn Dr. Kummer propagirten und von der „Deutschen Volkspartei" seither angenommenen „facultativen Antisemitismus" — den richtigsten Standpunkt in dieser leidigen, für uns Oesterreicher aber leider auch recht nothwendigen Frage — wollen weder die Fortschrittler, noch die Christlich-Socialen acceptiren. Beide allerdings aus ganz verschiedenen Gründen. Auch rein persönliche, an sich recht kleinliche, doch vielleicht gerade deshalb für die Betroffenen recht wichtige Fragen, hindern einstweilen die Verschmelzung der halbwegs gleichgesinnten Elemente mehrerer Fractionen in eine große deutsche Partei. Vielleicht finden sich andere Mittel und Wege zur Erreichung des Hauptzweckes: „Vereinigung der Kraft!" Selbst die bisherige Gemeinbürgschaft auf Basis des Pfingstprogrammes wäre ein brauchbarer Nothbehelf, wenn in dasselbe etwas mehr positiver Inhalt hineingelegt und aus demselben solch' crasse Widersprüche, wie beispielsweise zwischen den Punkten 2 und 6 des Abschnittes „Böhmen" einerseits, gegen den den Punkt 4 des Abschnittes „Allgemeine Grundsätze" andererseits, entfernt würden. Am richtigsten vom deutschnationalen Standpunkte erscheint mir hierin jenes Programm, welches Herr Dr. Sylvester am 15. October l. J. am Salzburger Volkstag entwickelt hat: „Ein ewiger Nationalitätenstreit im Staate ist undenkbar. Entweder müssen Deutsche und Slaven zusammenkommen und sich ausgleichen; oder sie müssen ganz auseinandergehen und eine solche nationale Autonomie eintreten lassen, daß die Reibungsflächen nahezu verschwinden ..... Das deutsche Volk in Oesterreich möge in Hinkunft ein möglichst einheitlich in sich gefügtes Ganzes bilden."

Ich mag mich hier nicht in innerpolitische Details verlieren. Sie sind ja ohnehin auch ziemlich nebensächlich. Die Hauptsache ist der vom Fürsten Bismarck angegebene Zweck: eine möglichst einflußreiche und für die Leitung der Staatsgeschäfte Oesterreichs möglichst ausschlaggebende Stellung der deutschen Parlamentsparteien. Die Mittel und Wege zur Erreichung dieses Zweckes werden sich hoffentlich von dem Tage ab finden, an welchem die betheiligten Parlamentarier den Ernst der internationalen Situation begriffen haben.

Im Verlage Friedrich Schalk ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der deutsche Ausgleich mit dem Staate Oesterreich.

Von Karl Hron.

Inhalt: 1. Das Wesen der deutschen Frage. 2. Schwarz-weiß-roth — Schwarz-roth-gold. 3. Habsburg — Hohenzollern. 4. Kaiser Wilhelm der Erbe. 5. Das Deutschthum in Oesterreich.

Urtheile der Presse über diese Schrift:

Die Berliner **„Kreuzzeitung"** schreibt im Leitaufsatze ihrer Morgenausgabe Nr. 499 vom 24. October l. J. unter Anderem:

„Der Inhalt der 207 Seiten starken Brochure ist sehr mannigfaltig, auf breiten historischen Erörterungen aufgebaut und von starker politischer Leidenschaft erfüllt. Der gegenwärtige Zustand Oesterreichs, aber fast noch mehr derjenige Deutschlands — in der That! des Deutschen Reichs! — wird von dem edlen Heißsporn als ganz unhaltbar geschildert. Die zukünftige Gestaltung Mitteleuropas ist allerdings etwas nebelhaft gezeichnet. Eines tritt jedoch klar hervor: daß es mit Preußen und insbesondere mit dem Hohenzollerthum nichts ist und dasselbe verschwinden müsse vor der großen Idee eines wirklich Deutschen Reiches. Es wird genügen, anzudeuten, daß der verwegene Verfasser die letzten Jahre deutscher Politik unter dem Titel „Kaiser Wilhelm der Erbe" bespricht. Es wird mit der stillschweigenden Annahme gerechnet, daß der Zeitpunkt kommen werde, wo die deutsch-österreichischen Länder und das österreichische Haus ihre geschichtlich berechtigte Stellung in Deutschland wieder erlangen müßten. Die Deutschen Oesterreichs müßten daher schon jetzt eine diese Entwicklung gleichsam voraussetzende Politik verfolgen, in der Ueberzeugung, daß sie gegen den Ansturm des Slavismus Bundesgenossen in Bayern und in West-Deutschland finden werden, theilweise schon besitzen. Unter diesen Umständen wird auch, so orakelt der sonderbare Schwärmer weiter, das österreichische Kaiserhaus wieder für die deutschen politischen Ideen gewonnen werden und man wird, in herrlicher Eintracht zwischen dem österreichischen Volke und der österreichischen Dynastie, wiederum emporsteigen .... Es ist nicht zu leugnen, daß die Kritik, welche der Verfasser an dem politischen Verhalten der sogenannten deutschen Verfassungspartei seit 1866 übt, in manchem Punkte zutreffend genannt werden muß" ....

Die **„Alldeutschen Blätter"** schreiben in einem ausführlichen Aufsatze der Nummer 45 vom 5. November 1899 unter Anderem:

„Schon bei einer früheren Besprechung haben wir darauf hingewiesen, daß jeder gesinnungstüchtige Alldeutsche die Arbeiten Hron's lesen müsse; und wir können angesichts der neuen Brochure den Wunsch nur wiederholen. Freilich werden unsere Freunde bei der Lecture dieses Buches vielleicht noch

häufiger als bisher zum Widerspruch gereizt werden, weil Hron nicht auf einem alldeutschen, sondern auf einem großdeutschen Standpunkte steht. Er weicht jedoch von den Anhängern der deutschen Rechtspartei, von den Welfen, den Hessen und den Alt-Oesterreichern sehr wesentlich dadurch ab, daß er ein begeisterter Anhänger des Fürsten Bismarck ist. Er berührt sich aber mit Jenen in der abfälligsten Kritik des specifisch „Preußischen" und der Geschichte der Hohenzollern. Bei Hron findet unter allen Hohenzollern nur Kaiser Wilhelm I. Gnade, aber als „Ausnahme". Immerhin kann es auch für jeden Verehrer der hohenzollerischen Dynastie nur lehrreich sein, die beiden Herrscherhäuser, von denen das Schicksal des deutschen Volkes seit Jahrhunderten mehr oder weniger abhing, in einer anderen Beleuchtung zu sehen, als in der heute verbreiteten. Wichtiger für uns als die historischen Rückblicke Hron's sind seine Ausblicke in die Zukunft. Sein letztes politisches Ziel scheint die Herstellung eines dreigetheilten Deutschland zu sein, bestehend aus dem preußisch beherrschten Norddeutschland, aus dem von der preußischen Herrschaft befreiten Süddeutschland und aus Oesterreich. Zu sagen, wie er sich die höhere Einheit dieser drei Theile denkt, unterläßt er jedoch. Im Inneren Oesterreichs verlangt er den Ersatz der österreichischen „Länder" durch österreichische „Sprachgebiete". Man wird nicht leugnen können, daß dieser Ersatz den modernen Nationalitätsprincipien entspricht. Es liegt auch etwas Verführerisches in dem Gedanken, daß dann die Völker für ihre nationalen Bedürfnisse selbst und nur selbst sorgen müßten. Die große wirthschaftliche Ueberlegenheit der Deutschen würde damit in glücklichster Weise zur Geltung kommen. Man sieht also, daß die Ideen Hron's nicht gegen das deutsche Interesse verstoßen. Und auch in einer anderen Richtung kann man Hron beipflichten; nämlich darin, daß die Ueberlegenheit der deutschen Cultur und der deutschen Weltsprache sich von ganz allein und viel wirkungsvoller Bahn machen werden, wenn man die formelle Gleichberechtigung anerkennt, statt sie zu bekämpfen. Diese formellen Ansprüche auf Gleichberechtigung würden dann von selbst ad absurdum geführt werden."

Das **„Slavische Echo"** Nr. 12 vom 30. August l. J. widmet dem Buche ebenfalls einen sehr ausführlichen Aufsatz, in welchem unter Anderem gesagt wird:

„Wir bemerken sofort, daß Hron ein nationalautonomistisches Programm empfiehlt und ein „reelles" Centralparlament verlangt. Er verwirft das obstructionistische Pfingstprogramm, weil es den Eindruck eines „Ausgeding-Vertrages", nicht aber eines nationalen Actionsplanes macht. Hron geht von der Grundanschauung aus, daß die deutsche Frage Oesterreichs von der gesammtdeutschen Frage nicht getrennt werden kann. Er spricht sich über das Haus Habsburg für das Deutschthum günstig, gegen das Haus der Hohenzollern ungünstig aus und hofft, daß ein kluges Vorgehen der Deutschen die Habsburger abermals für sich gewinnen kann. Er rechnet mit realen Verhältnissen und fordert diesen zufolge die Durchführung der nationalen Gleichberechtigung für alle Völker, indem er meint, daß die Deutschen auch auf dieser Basis den slavischen Völkern vorangehen werden. Für diejenigen, welche über die Nationalautonomie noch nicht viel nachgedacht haben, werden Hron's Ausführungen gewiß belehrend sein. Die Kleinrussen, sowie die Slovenen Oesterreichs haben aber ohnehin schon lange eine vollständig durchgeführte Theorie

über diesen Gegenstand vor sich gehabt, in deren Sinne sie sogar auf allgemeinen und Vertrauensversammlungen wiederholt Beschlüsse gefaßt haben. Wir sehen nun, daß auch unter den Deutschen die politischen Denker zu gleichen Ergebnissen gelangen, wenn es sich um die Durchführung des österreichischen Nationalitäts- und Sprachartikels handelt. Es muß mithin mit der Theorie der Nationalautonomie nicht so schlecht bestellt sein, wie es die Unverständigen und die Gegner behaupten. Hron geht hinreichend radical vor, um sich die bisher entscheidenden Classen und Stände zu Gegnern zu machen; es ist also von vornherein abzusehen, daß seine Ausführungen, so lange es geht, von ihnen todgeschwiegen werden. Umsomehr ist es Pflicht der unparteiischen Journalistik, daß sie die Gedanken eines ehrlichen deutschen Charakters verbreite. Ja, die Schreibweise Hron's weist auf einen ehrlichen Charakter im besten Sinne des Wortes hin; und mag er welche Ziele immer fürs Deutschthum verfolgen, die er übrigens gleichfalls offen darlegt, so meint er es ehrlich mit Oesterreich und mit allen seinen Völkern. Es ist deshalb die Pflicht auch der slavischen Politiker und Publicisten, sich in den Gedankengang Hron's hineinzuleben und auch für die Slaven die Folgerungen daraus zu ziehen."

Die **„Kölnische Volkszeitung"** schreibt im Leitaufsatze ihrer Morgenausgabe Nr. 1066 vom 14. November l. J. unter Anderem:

„Wir haben die Schrift des Herrn Carl Hron genau durchgelesen und geben ohne weiteres zu, daß sie eine ernstere Beachtung verdient, als die Kritik in der „Kreuzzeitung" annehmen ließ. Ein Lob verdient die wirklich ansprechende Form seiner Darstellung, sowie seine große Belesenheit. Daß er ein Mann von Kenntnissen ist, geben wir gerne zu; aber seine Schwäche liegt im Urtheilen. Zunächst ist seine Schrift stark antipreußisch gehalten. Er bricht den Stab über fast alle Hohenzollernfürsten. Nun ist es ja wahr, daß die Sache erheblich anders liegt, als die preußischen Hofhistoriographen es darstellen, aber wir können doch deswegen das Deutsche Reich nicht wieder abschaffen. Auf der anderen Seite ist Herr Hron ein leidenschaftlicher Bewunderer Bismarcks; und da er in das großdeutsche Horn bläst verzeiht ihm sogar der Alldeutsche Verband seine antipreußischen Velleitäten. Die „Alldeutschen Blätter" widmen der Schrift einen $3^1/_2$ Spalten langen begeisterten Artikel. Der Beifall von den Genossen der Wolf, Schönerer und Iro sollte den für das Haus Habsburg schwärmenden Verfasser doch belehren, daß er sich auf falschem Wege befindet! Die Alldeutschen sind die besseren Rechner. Sie sehen ein, daß Oesterreich, wenn man es mit Preußen-Deutschland zusammenspannt, in das Schlepptau der Berliner Politik geräth. Wenn man zwei Menschen oder zwei Thiere zusammenkettet, wird der Schwächere dem Stärkeren auf seinem Wege folgen müssen. Herr Hron, dieser eifrige Verfechter des österreichischen Staatsgedankens, sieht nicht ein, daß sein Plan darauf hinausläuft, Oesterreich zu mediatisiren, wie auch Bayern, Württemberg und Sachsen faktisch mediatisirt sind; und wenn sie das noch nicht gewußt haben, können sie es aus dem neuen Flotttenplan ersehen. Wenn Oesterreich in eine organische Verbindung mit dem Deutschen Reiche träte, würde es ihm ebenso ergehen; zugleich aber würde es auch alle seine slavischen Unterthanen gegen sich aufbringen. Die Staatsmänner am Ballplatze müßten trunken sein, wenn sie darauf hinarbeiteten."

28 östl. L. v. Greenwich
Süd-Afrika
Maßstab
1 : 30,000.000.
RHODESIA
Rhodesia
Portug.-Ost-Afrika
Betschuanen-Land
Deutsch-Südwest-Afrika
Südafrik. Rep.
Transvaal
Oranje-Freistaat
Capland
Capstadt
C. d. gut. Hoffnung
Pretoria
Johannesburg
Bloemfontein
Port Natal
Kimberley
Mafeking
Schoschong
Palapye
Pallah Lager
Selika
Blauwberg
Zoutpansberg
Waterberg
Pietersburg
Moletse
Tutluane
Malokong
Ga. Matlale
Potgieters Rust
Marico Junction
Molopolole
Mochudie
BETSCHUANENLAND-PROTECTORAT
Derde Poort
Gaberones
Harmshoop
Mokuli
Kaal Veld
Elof
Nijlstroom
Hartingsburg
Waterberg
Zebedela
Agatha
Leydsdorp
Pamahom
Smitsdorp
Burgers Ft.
Andries Obrigstad
Arkona
Lobethal
Krügerspost
Pilgrims Rest
SÜDAFRIKANISCHE REPUBLIK
(TRANSVAAL)
Lijdenburg
Middelburg
Pretoria
Rustenburg
Marico
Zeerust
Lichtenburg
Witwatersrand-Goldfeld
Hooge Veld
Johannesburg
Heidelberg
Ermeloo
Carolina
Barberton
Komati Poort
Lourenco Marquez
Delagoa Bai
OST-AFRIKA
PORTUG.
Madiacune
Wendekreis des Steinbocks
Matsambo
Maphepha
Sifunabat
Makaringe
Nwatsu
Gungunhana
Antioka
Bandini
Macana
Inyack I.
Manueni
Pugute
Umtagato
Hanyan
Steinsdorp
Doornkop
Malingotse
Mahonti
Madage
Lambane
Georgenholtz
Ha Tsewase
Tsakoma
Valdezia
Chirinti
Fitzgerald
Medingen
Madjadje
Mphome
Palabora
Limpopo
Krokodil R.
Vaal R.
Oranje R.
Molopo
Marico
Mafeking
BRITISCH-
Groot Choing
Hamaliana
Moshete
Ventersdorp
Bethel
Krügersdorp
Boksburg
Springs
Brits
Rustenburg
Mohanaim
Zeerust
Morgenzon
Kana
Bethany
Pretoria
Middelburg
Lijdenburg
Roossenekal
Potgieters Rust
Nylstroom
Waterberg
Pietersburg
Schoschong
Selika
Blauwberg
Zoutpansberg
Pallah Lager
Tutluane
Malokong
Ga. Matlale
Moletse
Mphome
Medingen
Madjadje
Palabora
Pamahom
Agatha
Leydsdorp
Smitsdorp
Zebedela
Burgers Ft.
Andries Obrigstad
Arkona
Lobethal
Krügerspost
Pilgrims Rest
Marico Junction
Elof
Nijlstroom
Hartingsburg
Waterberg
Derde Poort
Gaberones
Harmshoop
Mokuli
Kaal Veld
Molopolole
Mochudie
BETSCHUANENLAND-PROTECTORAT
Manuane
Limao
Mabies Kraal
Saulspoort
Pella
Morgenzon
Kana
Mohanaim
Bethany
Neu Halle
Kobgebomen
Potuane
Roossenekal
Lijdenburg
Middelburg
Pretoria
Rustenburg
Marico
Zeerust
Lichtenburg
Witwatersrand-Goldfeld
Hooge Veld
Johannesburg
Heidelberg
Ermeloo
Carolina
Barberton
Komati Poort
Lourenco Marquez
Delagoa Bai
Pitsani
Mafeking
Ottoehoop
Ebenezer
Brits
Hollhausen
Krügersdorp
Boksburg
Springs
Bethel
Hamaliana
Moshete
Ventersdorp
Groot Choing
BRITISCH-
Steinsdorp
Doornkop
Hanyan
Umtagato
Pugute
Inyack I.
Manueni
Lotiti
Mangoman
Hamilton
Erasmus
Neethling
N. Amsterdam
SWASI-
Ilhisa
Macueta
Kampa
Sabie
Komati
Crocodile R.
Limpopo
Vaal R.
Oranje R.
Molopo
Marico
Mafeking
Pitsani

ORANJE-FREISTAAT
FREISTAAT
WEST-GRIQUA-LAND
GRIQUA-LAND
BASUTO-LAND
NATAL
ZULU-LD
PONDO LD
OST-KAFFERN-LAND
KAFFERN-LAND
CAPLAND
INDISCHER OCEAN
S. Lucia Bai
Bloemfontein
Ladybrand
Wepener
Ficksburg
Winburg
Boshof
Hopetown
Griquastad
Kimberley
Barkly West
Fauresmith
Jacobsdal
Douglas
Philippolis
Philipstown
Colesberg
Hanover Road
Richmond
Middelburg
Steinsburg
Dordrecht
Barkly East
Aliwal North
Herschel
Rouxville
Smithfield
Caledon-River
Springfontein
Edenburg
Reddersburg
De Wets-Dorp
Adamskoop
Belmont
Beaconsfield
Bethulie
Burghersdorp
Hanover
Victoria West Station
Harrysmith
Bethlehem
Van Reenen P.
Bezuidenhout P.
Mt. aux Sources
Champagne Castle
Giant's Castle
Estcourt
Weenen
Ladysmith
Dundee
Newcastle
Vryheid
De Beer P.
Helpmakaar
Ft. Evelyn
Ft. Albert
Ft. Tenedos
Ft. Nottingham
Ft. Newdigate
Pr. L. Napoleon
Warwick
Ulundi
Somkele
Dorp Eugenia
Eshowe
Emfutjini
Entumeni
Greytown
Pietermaritzburg
Richmond
D'Urban (Port Natal)
Victoria
Verulam
Broutfield
Alexandria
Umzinto
Harding
Sutherland
Marburg
Kokstadt
Matatiele
Mt. Fletcher
Kokstad
Elim
Emfundisweni
Netanga's Kraal
Umtata
Kalanga
Qumbu
Lusikisiki
Port St. Johns
Umtamvuna
Umzimkulu
Leribe
Berlin
Monica
Thaba Nchu
Thaba Bosigo
Masern
Morija
Mafeteng
Nguatsha
Para
Morija
Berseba
Zastron
Quthing
Aliwal North
Kleinplaats
Norvals Pont
Plettenberg
De Aar
Orange River St.
De Beers Vlei
Paauwpan
Relmont
Modder R.
Riet R.
Caledon R.
Orange R.
Vaal R.
Brak R.
Hex R.
Umzimkulu R.
Umtata R.
Umtamvuna R.
Mzimkulu R.
Umzimvubu R.
Tugela R.
Buffalo R.
Klip R.
Ingagane
Sikoto
Usibebu
Umlatosi
Kranskop
Estcourt
Mooi R.
Umvoti R.
Umgeni R.
Illovo R.
Umkomaas R.
Umzimkulu R.
Umtamvuna R.
Umzimvubu R.
Umtata R.
Umtamvuna R.
Mzimkulu R.
Umzimvubu R.
Tugela R.
Buffalo R.
Klip R.
Ingagane
Sikoto
Usibebu
Umlatosi
Kranskop
Estcourt
Mooi R.
Umvoti R.
Umgeni R.
Illovo R.
Umkomaas R.
Umzimkulu R.
Umtamvuna

University of British Columbia Library

DUE DATE

ET—6

UNIVERSITY OF B.C. LIBRARY
3 9424 01307 2647

DISCARD